

# DENKEN + GLAUBEN

Nr. 181 Herbst 2016

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

[www.khg-graz.at](http://www.khg-graz.at)



## IDENTITÄTEN





*Unbekannter Meister aus Kotor, Steinrelief an der Fassade der Kirche Christi Himmelfahrt,  
Kloster Visoki Dečani, 1. Hälfte 14. Jahrhundert  
Foto: Kölbl*

# Editorial

## IDENTITÄTEN

### Identität (2)

Ein Kommentar  
von Ulla Kriebner

### Der Ruf des Muezzins und die Erinnerung an das eigene Gebet (3)

Alois Kölbl im Gespräch  
mit Archimandrit Sava Janjić

### Schrott-Identitäten (8)

Alois Kölbl im Gespräch mit Dilomprizulike

### Von den Widrigkeiten der deutschen Grammatik (11)

Von Agnes Hobiger

### Religion ohne Religion (13)

Von Peter Gaitsch

### Identitätsentwicklung als Grundvollzug christlicher Gemeinde (15)

Von Theresa Stampler

### Die Motivkirche (17)

Alois Kölbl im Gespräch mit Richard Kriesche

### Mutiges Zeugnis (20)

Peter Rosegger im Gespräch mit Rut Sattinger

### Wer bin ich und wenn ja wie viele? (22)

Brunner/Rosegger:  
Brunner contra, Rosegger pro

### Netzwerke, Brüche und Zufälle im Berufsleben (23)

Florian Traussnig im Dialog mit  
Judith González und Florian Mittl

### Ein Wort. (25)

Von Diemut Stangl

### Ein großes „Mit“. (26)

Von Sabine Petritsch

### Äpfel mit Birnen (27)

Von Harald Koberg

### KHG - AKTUELL (28)



*„Und der katholische Freund?  
Gott hat mich mit mehr als einem beschenkt.“*

*Navid Kermani*

In diesem Jahr verbrachte ich die Pfingst-Oktav mit einer kleinen Gruppe aus dem Umfeld der KHG-Community im Kloster Visoki Dečani im Kosovo. Unabhängig voneinander hatten drei Personen unserer Gruppe Navid Kermanis Buch „Ungläubiges Staunen“ als Lesestoff für die lange Autofahrt mitgenommen. Als ich diese faszinierende Außenperspektive eines Muslimen auf das Christentum eingepackt hatte, war mir noch nicht bewusst, dass der Autor darin nicht nur Inkunabeln der abendländisch-christlichen Kunstgeschichte von Dürer, Rembrandt oder Caravaggio in einer poetischen Schule des Sehens erschließt, sondern auch dem Kloster Dečani ein umfangreiches Kapitel widmet. Mit „Kein größeres Staunen“ ist der Abschnitt über die in dem Kampf- und Krisengebiet über 700 Jahre vollkommen unzerstört gebliebene Klosterkirche überschrieben und der Moslem Kermani brachte genau das auf den Punkt, was auch wir Katholiken an diesem wunderbar-kontemplativen Ort der serbischen Orthodoxie mit der Ambivalenz der Panzersperren auf der Zufahrtstraße und den KFOR-Soldaten an der Klosterpforte draußen und paradiesischem Frieden und großartigen Kunstwerken aufgeladen von der Aura der Mönchsgesänge drinnen empfanden: Wie lässt sich hier umgeben von Hass und noch immer offenen Kriegswunden Spiritualität leben, religiöse Praxis und Identität in einem ablehnend gesonnenen Umfeld aufrecht erhalten? Bis spät in die Nacht kamen wir mit dem Abt des Klosters darüber ins Gespräch. In verschriftlichter Form findet es sich in dieser Ausgabe unserer Zeitschrift.

Als wir nach einer inspirierenden Woche im Morgengrauen das Kloster wieder verließen, nachdem uns der Gastpater mit geweihtem Öl in einem berührenden Ritual ein Kreuz auf die Stirn gezeichnet und uns für die Heimreise gesegnet hatte, schaute ich noch einmal zurück zur harmonischen Steinfassade der Klosterkirche, die gerade von den ersten Sonnenstrahlen beschienen wurde. Mein Blick blieb an zwei romanischen Relief-Figuren in einem Fenster hängen. Vor zwei Tagen hatte sie uns derselbe Mönch als Symbol für den guten Geist Gottes und das Miteinander beschrieben, als Gegensatz zu den zwei zähnefletschenden Greifen im Fenster gegenüber, die für den bösen Geist und das Gegeneinander stehen. Martin Bubers „Das Ich wird am Du erst zum Ich“ fiel mir ein, aber auch die Tatsache, dass keiner der Mönche zur Wasserquelle etwas außerhalb der Klostermauern ohne die Begleitung eines KFOR-Soldaten gehen darf. Und als wir dann an der nahe gelegenen Moschee vorbei fahren, musste ich an den Satz des Abtes in unserem abendlichen Gespräch denken, dass ihn der Ruf des Muezzins auch an das eigene Gebet im Kloster erinnere. Die Besinnung auf das Eigene, die Stärkung persönlicher, gesellschaftlicher, kultureller oder religiöser Identität muss nicht immer Umarmung des Anderen heißen und schon gar nicht Vereinnahmung, mit Wertschätzung und dem Versuch auch Anderes und Fremdes zu verstehen, hat sie aber ganz sicher zu tun.

Ein gutes Wintersemester 2016/17 und eine anregende Lektüre wünscht

Alois Kölbl, Hochschuleseelsorger

# Identität

Kommentar

Von Ulla Kriebner

*Aber dann bleibt das Tier mit einem Ruck, mitten im Spazierengehen, mitten auf der Straße stehen und es sagt ganz laut zu sich: „Sicherlich gibt es mich: ICH BIN ICH!“*

In dieser Schlüsselpassage von Mira Lobes und Susi Weigels 1972 erschienenem Kinderbuchklassiker *Das Kleine Ich bin Ich* erkennt „ein buntes Tier“ nach dem frustrierenden Vergleich mit anderen Tieren seine Individualität. Es erblickt sein Spiegelbild und nimmt sich fortan glücklich als „Ich“ wahr. Wenngleich dieses „Ich“, wie Jacques Lacan schreibt, ein illusorisches Konstrukt ist, geht es hier um das Erkennen des Zusammenhangs zwischen dem eigenen Körper und der Vorstellung eines „Selbst“ – um die Bildung eines ersten „Selbst-Bewusstseins“. Das Selbstbewusstsein des „kleinen Tiers“ ist nicht zuletzt abhängig von der dialogischen Bestätigung durch die anderen Tiere auf der „bunten Blumenwiese“, die ihm seine Identität, und damit die lang ersehnte Zugehörigkeit zu ihrer Welt, konstatieren: „Du bist du! Und wer das nicht weiß, ist dumm, bumm“.

Das kleine Tier erlebt hier Anerkennung trotz, oder eigentlich aufgrund, seiner Differenz. Der Mikrokosmos der „bunten Tiere auf der bunten Blumenwiese“ aus dem Kinderbuch mag vielleicht eine unzulängliche Metapher für gesellschaftliche Diversität sein, aber das Buch deutet die Verschiedenheit als positives Merkmal: Die BewohnerInnen sind bereit, mit Differenz konstruktiv umzugehen. Allein ihr Anerkennen der Tatsache, dass Andersheit einfach existiert, verweist am Ende auf die Notwendigkeit, sich auch außerhalb des Texts mit der Frage zu beschäftigen, wie Differenz wahrgenommen werden kann, und welcher gesellschaftliche Umgang damit möglich ist.

Obwohl „Identität“ in den Geisteswissenschaften seit den letzten Jahrzehnten oft als ein inflationär gebrauchtes Modewort beschrieben wurde, ist die narrative Konstruktion von individuellen und kollektiven Zugehörigkeiten

noch immer eines der zentralen Themen, mit denen wir Literatur- und KulturwissenschaftlerInnen uns befassen. Vor allem durch das seit der Moderne entwickelte Verständnis von Identität als prozesshaft, das an die Stelle eines prämodernen, als statisch verstandenen Identitätsbegriffs getreten ist, kommt dem Thema großer gesellschaftlicher Stellenwert zu: Es geht darum, die Möglichkeiten des Erzählens und Um-Erzählens des eigenen Lebensverlaufs, von Erlebtem und Erinnertem, zu ergründen und zu verstehen, welche individuellen Handlungsspielräume durch diesen kreativen Akt erschlossen werden können. Eine kulturwissenschaftliche Analyse der verschiedenen Möglichkeiten der (Neu)konstruktion von Selbst und Anderem im Sinne von individuellen und kollektiven Identitäten ist notwendig, um die Wechselwirkung sozialer Kategorien wie etwa Ethnizität, Alter, sozialer Schicht, Gender oder Sexualität („Intersektionalität“) besser durchleuchten zu können. Dieses Verständnis kann dazu beitragen, das Gefühl der Ambivalenz, wenn es um die Frage nach Identität geht, als Chance und nicht als Bedrohung wahrzunehmen. Zygmunt Bauman ermutigt uns in *Identity* (2004: 98), den Verlockungen eines einfach erscheinenden, weil klar umrissenen, homogenen Kulturbegriffs (etwa im Sinne von nationaler Identität) zu widerstehen. Stattdessen schlägt Bauman vor, die Anstrengung auf sich zu nehmen, die es bedeuten kann, mit Ambivalenz und Differenz zu leben. Erst durch das Erlernen von Ambiguitätstoleranz, also erst, wenn Identität nicht mehr aus Angst vor dem Anderen als beständig und unveränderlich verstanden werden muss, und erst, wenn Identität als verhandelbar erlebt wird und eine Neudefinition des Selbst und des Anderen auch als Gewinn empfunden werden kann, ist ein respektvoller Umgang mit sich selbst und mit Anderssein möglich.



Foto: KK

Assoz.-Prof.<sup>in</sup> Mag.<sup>a</sup>  
Dr.<sup>in</sup> Ulla Kriebner,  
Zentrum für Inter-Amerikanische Studien der Karl-Franzens-Universität Graz. Studium der Anglistik/Amerikanistik und Germanistik in Graz und Dublin. 2010 Promotion mit Auszeichnung. 2016 Habilitation im Fach Amerikanistik. Vorsitzende des *European Network in Aging Studies (ENAS)*.

# Der Ruf des Muezzins und die Erinnerung an das eigene Gebet

Alois Kölbl im Gespräch mit **Archimandrit Sava Janjić**,  
Abt des Klosters Visoki Dečani



Kloster Visoki Dečani, Kosovo. Foto: Kölbl

Es ist faszinierend im Gästebuch des ehrwürdigen, serbisch-orthodoxen Klosters Visoki Dečani zu blättern, wozu ich mit einer Gruppe aus Graz bei einem abendlichen Glas Wein mit dem Abt die Möglichkeit hatte. Für ein paar Tage durften wir im Kloster zu Gast sein. Die ganze Welt scheint schon hier an diesem entlegenen Winkel des Kosovo gewesen zu sein, ist der Eindruck, den das Gästebuch vermittelt. Nicht nur um die hoch verehrten Reliquien des Hl. Königs Stefan zu besuchen und an seinem Sarkophag zu beten, sondern auch um großartige Kunstwerke und die in eine überwältigende Bergkulisse eingebettete Klosteranlage zu bestaunen. 2004 wurde das Kloster Teil des UNESCO-Weltkulturerbes und gleichzeitig auf die Rote Liste des gefährdeten Welterbes gesetzt. Die Klosterkirche hat in diesem immer wieder



Italienische und österreichische KFOR-Soldaten bewachen die Klosterpforte von Visoki Dečani. Foto: Kölbl

umkämpften Gebiet 700 Jahre unbeschadet überstanden. Sie könnte – von außen betrachtet – auch irgendwo in Apulien stehen. Stefan Uroš III. Dečanski, den die Orthodoxie als Heiligen verehrt, hat sie 1328-35 erbauen lassen. Nachdem er zuvor von seinem eigenen Vater Geblendet vor seiner Krönung auf wunderbare Weise wieder sehen konnte, wollte er Gott zu Ehren eine Kirche erbauen. So entstand dieses Meisterwerk Stein gewordener Harmonie und idealer Proportionen aus gelblichem Onyx und rötlichem Breccia-Stein. Bruder Vita aus Kotor mit seinen Gehilfen hat die Kirche geschaffen – möglicherweise hat er zuvor in Italien gearbeitet. Deswegen dieser für dieses Gebiet überraschende Stil.

Im Inneren entfaltet sich die ganze Pracht orthodoxer Freskenmalerei und Altarschnitzkunst, die sich mit dem Gesang der Mönche zu einem spirituellen Gesamtkunstwerk ganz eigener Art verbindet. „Es muss auch der Durst nach Schönheit gewesen sein“, der die Menschen über die Jahrhunderte hierher in diese entlegene Gegend geführt hat, schreibt der Muslim Navid Kermani in seinem Buch „Ungläubiges Staunen“ über dieses Kloster.

Und er beschreibt auch die Ambivalenz, die wir wie alle Besucher an diesem Ort erleben, den man erst nach dem Passieren von Panzersperren und erst nach der Kontrolle durch KFOR-Soldaten, die rund um die Uhr Dienst vor der Klosterpforte tun, erreicht. Das Blutvergießen, die Gräueltaten des Kosovo-Krieges und die noch lange nicht verheilten Wunden, die er geschlagen hat, sind nicht nur durch die in allen Dörfern der Umgebung überschmierten Ortsnamen in kyrillischer Schrift noch immer sehr präsent. Serben leben hier so gut wie keine mehr. Die Mönche betreiben Viehzucht mit einer großen Anzahl von Kühen, Schafen, Ziegen und Hühnern in den Stallungen unweit der Kirche. Ebenso wird Wein angebaut und es gibt sogar einen Falkner unter den Mönchen. Auf den schweren Eichentisch im Refektorium kommen hauptsächlich wohlschmeckende Gerichte aus eigener Produktion. Die harmonische Welt von Gebet und Arbeit erscheint innerhalb der Klostermauern wie ein irdisches Paradies. Doch kann man vom umgebenden Hass und dem immer noch äußerst fragilen Frieden draußen vor der Klosterpforte abstrahieren? Wie kann man die eigene Identität bewahren und leben, wenn sie wie ein Überbleibsel aus einer anderen Zeit in einer fremd gewordenen und ablehnenden Umgebung erscheint?

**Alois Kölbl: Vieles hat sich hier im Kosovo nicht nur durch den Krieg verändert. Das Kloster, in dem Sie leben, erscheint wie ein Fremdkörper in einer von einer anderen Kultur geprägten Umgebung. Wie gehen Sie mit dieser Situation um? Was bedeutet für sie religiöse Kultur und spirituelles Erbe?**

Abt Sava: Einerseits leben wir seit dem schrecklichen Krieg in einer vollkommen veränderten Situation. Andererseits hat sie aber auch einiges mit der Zeit davor gemeinsam, in der unsere Vorgänger über Jahrhunderte im Osmanischen Reich hier lebten und ihren Glauben praktizierten. Am Ende des 14. Jh. breitete sich der Islam in der Region aus, die zu diesem Zeitpunkt Teil des serbischen Königreiches und als solches in das Osmanische Reich inkorporiert war. Während der Islam zur offiziellen Religion wurde, fanden sich Christen als religiöse Minderheit und Bürger zweiter Klasse wieder. Begleitet wurde diese Entwicklung durch den Umstand, dass die Verbreitung von Prozessionen und Liturgien sank und die städtischen Kathedralen zu Moscheen umgewandelt wurden. Nur einige Klöster konnten über die Jahrhunderte erhalten bleiben. Und auch nach dem letzten Krieg wurden über 150 unserer Kirchen zerstört. 2004 wurden im Zuge von Unruhen 35 Kirchen innerhalb von nur zwei Tagen demoliert. Dabei wurde auch unser Priesterseminar in Prizren niedergebrannt.

**Befanden Sie sich zu der Zeit in diesem Kloster?**

Natürlich. Ich bin seit 1992 hier. Gestern haben wir das wiederaufgebaute Priesterseminar in Anwesenheit des Patriarchen und des Bischofs eröffnet. Es war ein wunderbares Ereignis, das von Freude und spiritueller Stärke getragen war. Denkt man an das zerstörte Gebäude und wie belebt es nun wieder ist, empfindet man das wie eine Art von Auferstehung! Freude und Glück lernt man ja erst wirklich und viel tiefer schätzen, wenn man die Erfahrung des Leidens kennt. Das hat auch eine spirituelle Dimension. Hier im Kosovo befinden wir uns in einem permanenten Kampf

um die Erhaltung der eigenen Identität und unserer Traditionen. In Albanien ist das Verhältnis von Orthodoxen, Katholiken und Muslimen ausgewogener, dort funktioniert allein schon deswegen vieles anders. Hier im Kosovo versuchen wir jedoch nur ein normales friedliches Leben zu führen, unsere Traditionen zu erhalten und das zu bewahren, was uns heilig ist. Aber das allein ist schon schwierig genug.

**Die Kirche Ihres Klosters war über Jahrhunderte Wallfahrtsziel von Pilgern, die hierherkamen mit ihren Sorgen und Anliegen. Es heißt, es seien nicht nur orthodoxe Christen, die hierher pilgern?**

Unsere Kirche ist ein ganz besonderer Ort, nicht nur aus kunsthistorischer und ästhetischer Perspektive. König Stefan wird ja hier nicht wegen seiner adeligen Herkunft verehrt, sondern weil er ein gottgefälliges Leben führte. Deswegen kommen orthodoxe Christen hierher genauso wie Christen anderer Konfessionen und sogar Muslime. Sie alle spüren die spirituelle Kraft dieses Ortes! Hier wirkt wirklich Gott mit seiner ganzen wunderbaren Kraft. Es ist beeindruckend, wie Menschen diese göttliche Kraft wahrnehmen können. Vor Jahren besuchte ich einen Mönch in einem Kloster in Athen. Vor seinem inneren Auge sah er mein Kloster und die Kirche, beides umhüllt von einem hellen Schein, den er mit den hier aufbewahrten Reliquien in Verbindung brachte. Daher kann ich mir gut vorstellen, wie Menschen, die unser Kloster zum ersten Mal besuchen, die Energie spüren, die auch er sah. Wir, die dauernd hier sind, nehmen dies hingegen erst dann intensiver wahr, wenn wir diesen Ort für einige Zeit verlassen und wieder zurückkehren.

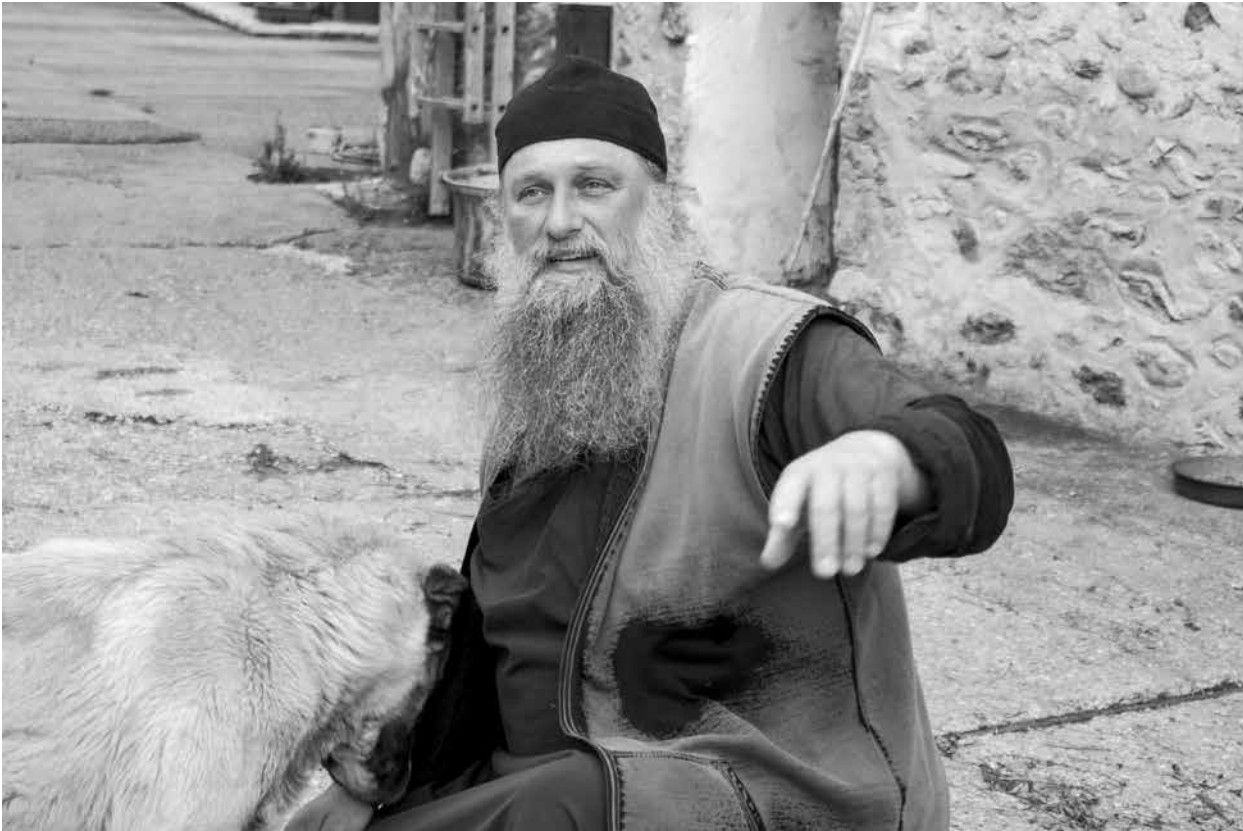
**Als wir im Kloster ankamen, begrüßten uns zuerst österreichische Soldaten. Erst nach der Ausweiskontrolle durften wir die Klosterpforte passieren. Wie gehen Sie als Mönche mit dieser für ein Kloster doch sehr speziellen Situation um?**

Wir sehen in den Soldaten Menschen, die für unsere Sicherheit sorgen. Wir wissen auch, dass es für sie eine Bereicherung ist,

hier sein zu dürfen. Oft spüren wir gerade bei den Soldaten auch eine große spirituelle Suche. Es ist sehr schön und auch für uns bereichernd uns mit ihnen auszutauschen.

**Für mich als Priester und Kunsthistoriker war es eine sehr ambivalente und deswegen umso mehr überwältigende Erfahrung nach den Panzersperren und den zum Großteil ästhetisch verunglückten rasch hochgezogenen, neuen Häusern in der schönen Landschaft draußen hier im Kloster einen so unglaublich harmonischen Kirchenbau zu erleben, der Krieg und Bomben überstanden hat. Überraschend und faszinierend ist er gerade in der Vereinigung westlicher und östlicher Traditionen ...**

Ja, das ist wirklich etwas Besonderes und auch Faszinierendes! Während die Kirche von außen wie eine Kathedrale im romanischen Stil aussieht, ist ihr Inneres wie eine orthodoxe Kirche gestaltet. In diesem Sinne hat sie eine „westliche“ Gestalt und eine „östliche“ Seele. Ich denke, das ist auch die Faszination für die Menschen aus aller Welt aus unterschiedlichsten religiösen und kulturellen Traditionen. Wir als Gemeinschaft sind da auch sehr bewusst für alle offen. Jeder ist willkommen! Vor allem ist Platz für Menschen, zwischen denen an anderen Orten vielleicht eine Kluft besteht. Gerade das macht diesen Ort zu dem, was er ist. Und es ist ein Ort, an dem sich wirklich Wunder ereignen! Ich muss da an ein stummes Mädchen denken, das nach einem Aufenthalt bei uns wieder zu sprechen anfang. Und es gibt natürlich zahlreiche undokumentierte Fälle von Wundern und Heilungen. Sie finden jeden Tag statt, es gibt ja auch die kleinen Wunder des Alltags! Nur Gott weiß wie viele Wunder hier wirklich stattfinden. Aber es ist ein Ort, wo Wunder geschehen, ein Ort an dem die irdische und himmlische Realität sich treffen. Wir Christen sind oft versucht zu glauben, dass das Reich Gottes ein weit entfernter Ort ist. Aber es ist doch mitten unter uns! Das führt aber auch zu ganz konkretem menschlichen Handeln: Während des Krieges waren 200 Kosovo-Albaner als Flüchtlinge



Mönch mit Hirtenhund. Foto: Kölbl

im Kloster untergebracht und schon vor Kriegsausbruch organisierten wir, gemeinsam mit der IUCC verschiedene humanitäre Hilfsprogramme. Es war aber nicht möglich, den Krieg zu verhindern. Wir konnten letztlich nur zusehen, wie sich Hass, Gewalt, Zorn und Rache entluden. Am Beginn standen Misstrauen und die Angst voreinander. Angst ist immer eine schlechte Ratgeberin! Krieg ist eine tragische aber auch prägende Erfahrung. Der Krieg lässt alle Masken fallen. Es ist ein Ausnahmezustand, in dem man wahrnehmen kann, wie die menschliche Natur ohne Gott funktioniert. Natürlich ist dieser Ernstfall auch ein Test, ob man an humanen Werten festhält, oder letztlich mitschwimmt mit dem Strom von Hass, Angst und Vergeltung. Bereits bevor das alles losgetreten wird, könnte allerdings die Einsicht stehen: Wer andere verletzt, schadet auch sich selber! Für uns war es auch in der Kriegszeit sehr wichtig,

einfach zu helfen, unabhängig davon, wer der Hilfsbedürftige war, welcher Ethnie oder Religion er angehörte. Das gehört zu unserem Leben und unserer spirituellen Überzeugung. Denn wir wollten keine Lüge leben!

**Die Dimension der Caritas bringt mich zur Frage der Identitäten zurück. Was glauben Sie, können West- und Ostkirche voneinander lernen?**

Wir können sehr viel voneinander lernen. Wir haben unterschiedliche Traditionen, die gemeinsame Wurzeln haben, sich aber aufgrund bestimmter geschichtlicher, politischer und kultureller Umstände anders entwickelt haben. Umso weiter östlich man blickt, umso eher wird die Realität um eine mystische Erfahrung erweitert und man kann dadurch den Kontakt mit der „gewöhnlichen“ Realität verlieren. Der Westen hingegen ist eher

„praktisch“. Während die einen beim Kauf eines Tisches über dessen Natur und den Tisch als Phänomen reden würden, fragen die anderen vor allem danach, wie man den Tisch am besten nutzen kann. Diesen Perspektivenunterschied gibt es auch unter den verschiedenen christlichen Traditionen. Wir stehen in freundschaftlicher Verbundenheit und regelmäßigem Austausch mit den von Mutter Theresa gegründeten Missionarinnen der Nächstenliebe, die hier ganz in der Nähe, im Nachbarort Pecs, ein Haus für Obdachlose und psychisch kranke Frauen betreiben. Sie machen ihre Arbeit aus einem spirituellen Antrieb heraus. Ohne diese geistliche Komponente wäre kirchliche Sozialarbeit austauschbar mit der einer NGO. Das ist das, was uns verbindet.

**Wie erleben Sie das derzeitige Auseinanderdriften Europas? Könnten die Kirchen einen Beitrag zum Zusammenhalt leisten?**





Mittelalterlicher Brunnen.



Choros (Bronzeleuchter) und Pantokrator-Fresko in der Kirche Maria Himmelfahrt in Dečani, 1. Hälfte 14. Jh. Foto: Kölbl

Auch hier bräuchte es beide Perspektiven, wie Lungenflügel. Östliches und Westliches Christentum haben der modernen Welt viel zu bieten. Gemeinsam können sie Europa, das spirituell, wirtschaftlich und politisch leidet, helfen. Aber es geht auf keinen Fall darum Unterscheide wegzunivellieren. Gerade die unterschiedlichen spirituellen Traditionen sind ja auch der große Schatz. Es geht um Respekt und Wertschätzung. Wenn wir das stark machen, haben wir sehr viel auch ins gesellschaftliche Leben einzubringen. Wenn wir Europa als spirituelle Größe verstehen, dann gründet es auf west- und ostkirchlichen Traditionen. Europa als bloßes Konstrukt wirtschaftlicher oder militärischer Interessen ist doch zum Scheitern verurteilt. Ein Europa als Fortschreibung eines „Pagan Roman Empire“ macht doch keinen Sinn! Dafür müsste man vor allem die Jugend gewinnen, denn ihr gehört die Zukunft und Hoffnung und Vertrauen

sind diesbezüglich sicher Zentralkategorien. Hier sind die Kirchen gefragt! Leider ist das Christentum aber auch etwas sehr Formales geworden: Ritualismus auf der einen Seite und bloßer Aktivismus auf der anderen Seite. Europa scheint in gewisser Weise des Christentums überdrüssig zu sein. Gerade das Mönchtum könnte hier für eine Schubumkehr sorgen und helfen, die Realität unter spirituellen Vorzeichen zu begreifen. Ich hätte das Gefühl, dass gerade die Jugend das spürt. Wir müssen versuchen, die Gegenwart von der Zukunft her zu verstehen. Das wäre doch ein christlicher Ansatz. Es geht doch um die Möglichkeit, die Gott für uns ist und eröffnet. Und es geht um Vertrauen. Wenn wir daran kraftvoll arbeiten, hätte ich auch keine Angst vor der immer wieder beschworenen Islamisierung Europas. Ich komme ja gerade aus Prizren. Anlässlich der Eröffnung des Priesterseminars dort spazierte ich mit dem Patriarchen, einigen

Bischöfen und dem Mufti durch die Stadt als wir den Muezzin hörten und ich spontan sagte, dass mich das auch immer an das eigene Gebet erinnere. Der Ruf vom Minarett könnte doch auch eine Gebets-Erinnerung für uns Christen sein! Jeder ist auf seinem je spezifischen spirituellen Weg. Wir leben in einer Zeit, in der die Flucht in Alkohol, Drogen und die Welt des Internet zunehmen. Immer mehr Menschen versuchen ihr Leben zu träumen statt es tatsächlich zu leben. Dem hätte christliche Spiritualität gewichtiges entgegensetzen: die Freude an den kleinen Dingen des Alltags, statt immer auf das große, unerreichbare Glück zu hoffen. Das Reich Gottes ist doch mitten unter uns, diese Erfahrung ist doch der eigentliche Mehrwert christlicher Spiritualität!

# Schrott-Identitäten

Alois Kölbl im Gespräch mit Dilomprizulike

Dilomprizulike, nach Eigendefinition „The Junkman from Africa“ macht Kunst aus Müll und Schrott. Er versteht sich damit auch als Analytiker der Gesellschaft. Begonnen hat er damit in seiner Heimatstadt Lagos, in deren Wachstumsexplosion in postkolonialistischer Zeit. Die Auseinandersetzung mit der Entfremdungssituation der Menschen war von Anfang an eine der Leitlinien seines Werkes. Inzwischen wird er mit Projekten und Ausstellungsbeteiligungen unter anderem im Londoner Victoria and Albert Museum, der Hayward Gallery oder des Herzliya Museums in Israel international zu den einflussreichsten Künstlern Afrikas gezählt. Auf Einladung des Landes Steiermark hat er als „Artist in Residence“ in Graz gelebt, im Afro-Asiatischen Institut gewohnt und im Freien Atelier „Schaumbad“ in direkter Nachbarschaft zum Müllentsorgungs- und Verwertungsprofi „Saubermacher“ in der Grazer Puchstraße ein ideales Refugium für seine Arbeit gefunden. Alois Kölbl hat mit ihm über „Schrott-Identitäten“ gesprochen.

**Alois Kölbl: Unser Jahresthema im „Quartier Leech“ ist „Identitäten“. Du beschäftigst dich nun mit diesem Thema aus einer ganz speziellen Perspektive. Worum geht es in deiner Kunst?**

Dilomprizulike: In meiner Kunst geht es um das Leben, um Menschen, um ihre Kultur und ihren Schrott. Jede Gesellschaft produziert ihren ganz eigenen Schrott. Ich habe neben Kunst auch Philosophie und Anthropologie studiert. Als Künstler kann ich eine Gesellschaft anhand ihres Schrottes analysieren: ihre Gedankenart, ihre Lebensphilosophie, ihre Kultur und Tradition, ihr Benehmen. Alles, was eine Gesellschaft – als einmaliger Teil des Universums – kennzeichnet, kann man in ihrem Schrott wiederfinden, in dem von ihr Benutzten, Geschätzten und schließlich Weggeworfenen. Ich sammle diese Schrottteile, entnehme ihnen Elemente und anhand von Verformungen, Rost, unterschiedlichen Farben bzw. auch durch das Zusammenführen einzelner Teile „bastle“ ich sozusagen einen Kommentar zu der jeweiligen Gesellschaft. Ich benutze das wie Zutaten zu einer Suppe, die ich koche. Die Materialien sind zum Beispiel mehr oder weniger abgenutzt vom Gebrauch, je nachdem, ob die Menschen einer Gesellschaft

materiell reicher oder ärmer und damit darauf angewiesen sind, die Dinge länger zu gebrauchen und zu reparieren. Meine Erfahrung ist: Menschen kommen und gehen, Politiker kommen und gehen, Leute leben und sterben. Was bleibt, sind die Konzepte, die Identität, die sich auch in dem zeigt, was eine Gesellschaft hinterlässt, eben in deren Müll.

**Wenn du auf den Grazer Schrott schaust, gibt es da bestimmte Merkmale, die du woanders nicht findest? Wie verhält sich dieser im Vergleich zu Schrott aus Berlin oder Nigeria, wo du sonst lebst?**

Ja, jede Gesellschaft hat ihre ganz einmalige Schrott-Identität. Oft ist das, was man da wahrnimmt und beschreibt, mehr ein Gefühl als eine Sache des Kopfes. Schrott ist Schrott, aber darunter befinden sich andere Elemente, die man nicht sieht, sondern nur fühlt und erschließt. In New York etwa ist das Leben sehr schnell und das spürt man im Schrott dieser Stadt. In Berlin – ebenfalls eine Großstadt mit großer Fläche – leben sehr viele Menschen unterschiedlicher Nationalitäten und die bringen Teile ihrer Denkweise, ihrer Kultur und ihres Lebens ein. Diese Durchmischung zeigt sich auch im Schrott. Graz

ist kleiner und ganz individuell. Alles ist langsamer und lockerer, auch die Leute in ihrem Benehmen. Im Vergleich zu einem Land, in dem es Krieg gibt, wo man viele kaputte Teile im Schrott findet, sieht und vor allem fühlt man in Graz, wo es schon lange Frieden gibt, mehr von dieser harmonischen, langsamen, bequemen Bewegung. Das finde ich im Schrott.

**Romuald Hazoumé, ein Künstler aus Benin, der vor einiger Zeit im Grazer Kunsthaus eine Ausstellung gestaltete, hat mir in einem Gespräch einmal gesagt, dass man aus europäischer Perspektive gerade von den Ländern Afrikas im Umgang mit Müll viel lernen könne, vor allem in der Art und Weise wie man mit verwendeten Materialien umgeht und sie immer wieder verwertet. Wir leben in der westlichen Welt in einer Wegwerfgesellschaft. Was könnten wir von der Kultur Afrikas lernen?**

Ja, da geht es um Mentalität, um Kultur und auch um den Einfluss des Kolonialismus. In Afrika hat man im Allgemeinen nicht die Gelegenheit, Sachen kaum zu benutzen, sie dann wegzuerwerfen und neue zu kaufen. Das sieht man auch im Schrott. In einer Familie müssen zwei oder drei

Foto: Brunner





Foto: Brunner

Brüder nacheinander dieselben Schuhe benutzen, bevor diese wirklich unbenutzbar werden. Sie werden wirklich so lange getragen, bis es nicht mehr geht oder bis die Kinder erwachsen sind. Daher gibt es auch eine Kultur des Reparierens: Schuhe werden immer repariert, genauso wie Fahrräder oder Computer. Man versucht erst einmal die Sachen wieder in Funktion zu setzen. Deswegen finden sich immer die Spuren vom unzähligen Reparieren in den Dingen.

Das verändert sich jetzt etwas. Es gibt auch in Afrika mehr Geld und materiellen Wohlstand und die Leute werden lockerer mit den Gegenständen, die sie benutzen. Der Unterschied zwischen der neuen Generation und jenen, die Kolonialismus, Militärdiktaturen und religiöse Konflikte erleben mussten, wird auch im afrikanischen Schrott sichtbar. Die Zeiten ändern sich. Afrika ist nicht nur das rückständige Dorf, das sich nicht weiter entwickelt, wie es aus westlicher Perspektive oft gesehen wird. Aber das stimmt nicht! Da ist eine neue Generation herangewachsen und die jungen Menschen gehen in die Schule, sie wollen

Technologie, es gibt viel Bewegung. Ich war letztes Jahr im Oktober in Lagos und erkannte meine Heimat fast nicht wieder: *Business* ist extrem wichtig geworden und überall wurden Hochhäuser aufgezogen. Damit einher geht natürlich auch die Entfremdung von der eigenen Kultur und Identitätsverlust.

**Als Künstler, der mit gebrauchten bzw. weggeworfenen Gegenständen arbeitet, kannst du dich schon in eine längere künstlerische Tradition einreihen. Gleichzeitig hältst du der Gesellschaft durch die Verwendung von Schrott auch einen Spiegel vor. Man könnte also auch sagen: Hier macht ein Kulturanthropologe ein politisches Statement. Darf man deine Kunst auch so lesen?**

Ja, unbedingt! Anfangs war ich da in meinen Werken und Performances ganz kritisch und offen konfrontativ, aber mit der Erfahrung habe ich gelernt, dass man mit Konfrontation allein nicht so weit kommen kann. Am Anfang wollte ich einfach sagen, wie es ist, aber mit dem Alter erkennt man, dass man die Botschaft auch

verpacken muss. Das ist oft effektiver. Meine Kunst ist sicher politisch, weil sie der Gesellschaft einen Spiegel vorhält. Wesentlich dafür sind natürlich auch meine Kommentare und die schriftliche Arbeit, die ich mache. Das Wichtigste aber ist die Kreativität, die ich einfach zulasse und dann kommt dabei heraus, was einfach herauskommen muss!

**Dein Artist-in-Residence-Aufenthalt in Graz geht bald zu Ende. Du wirst Graz wieder verlassen. Was nimmst du mit?**

Ich nehme nichts aus Graz mit, ich lasse alles so, wie ich es vorgefunden habe. Ich habe meinen Aufenthalt genossen, weil die Leute nett und freundlich zu mir sind. Aber ich denke auch, dass das eine Wechselbeziehung ist: Ich habe versucht Graz alles zu geben, mein Bestes, meine Energie, meine Präsenz. Insofern ist es keine Überraschung für mich, dass ich auch gute, freundliche Aufnahme gefunden habe. Wenn man lächelt, weil man „Tschüss“ sagt, dann bekommt man auch ein Lächeln zurück! Das ist die Substanz, die ich von Graz jetzt mitnehme.

# Von den Widrigkeiten der deutschen Grammatik

Integration. – Ein schönes Wort! Und ein oft gebrauchtes noch dazu.  
Von Agnes Hobiger



Dilomprizulike, Cuban Girls, 2016. Foto: Brunner

Sie wird verlangt, die Integration, von Asylwerbenden, die „gefälligst Deutsch lernen sollen, schließlich leben sie ja vielleicht bald ganz legal in Österreich“. Aber auch von ÖsterreicherInnen, die die Asylwerbenden integrieren sollen, indem sie mit ihnen Fußball spielen, kochen, Konzerte besuchen

oder spazieren gehen. All das sind Möglichkeiten, Kontakt aufzunehmen, doch letztendlich setzt eine daraus – im Idealfall – entstehende Freundschaft, eine gemeinsame Kommunikationsebene voraus. Der Ruf nach Integration ist also nicht zu überhören, und der Weg dahin führt über die Sprache.

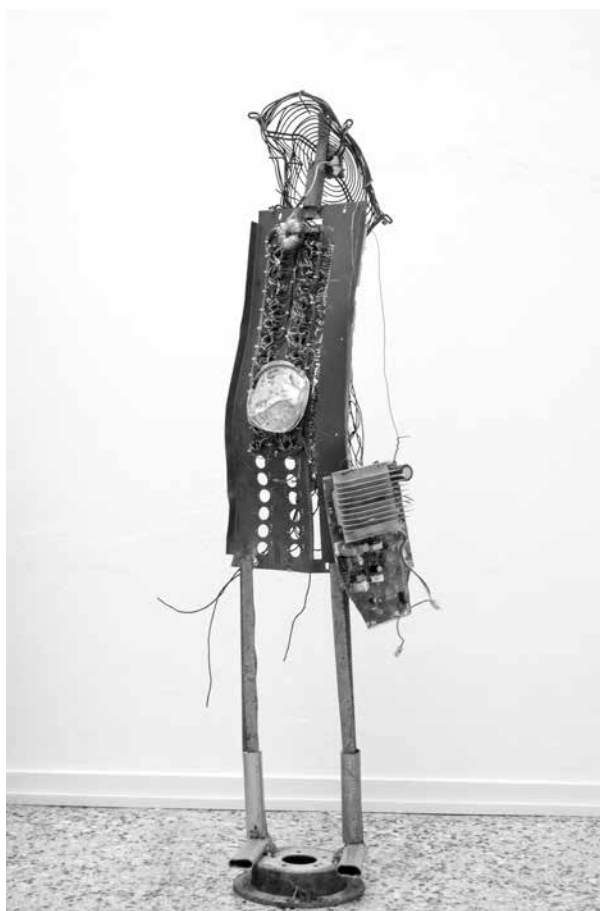
## „deutsche Sprache, schwere Sprache“

Aber haben Sie sich schon mal darüber Gedanken gemacht, wie kompliziert die deutsche Sprache ist? Wenn Sie nicht zufällig Germanistik studiert haben, oder selbst Deutsch als Fremdsprache gelernt, ist ihnen vermutlich nicht bewusst, dass es im Deutschen 41 verschiedene Muster gibt, nach denen die Konjugation eines starken Verbs ablaufen kann, oder? Oder warum um Himmels Willen das Burgenland und die Steiermark Artikel brauchen, während die anderen Bundesländer ohne auskommen? Das gleiche Problem bei Iran und Irak: Warum heißt es: „Ich komme aus dem Irak/Iran.“, aber: „aus Afghanistan oder Georgien.“? Seit ich Deutsch als Fremdsprache unterrichte, bin ich auch mit meinen SchülerInnen der Ansicht, dass das grammatikalische Geschlecht eigentlich in erster Linie ein Folterwerkzeug für Menschen ist, die sich bemühen, Deutsch zu lernen. Wussten Sie, dass alle Früchte weiblich sind, außer Apfel und Pfirsich? Wenn es doch nur überall so einfach wäre. Doch wenn man lange genug sucht, findet man auch bei dieser Regel sicher noch mehr Ausnahmen. Das bisher einfach dahingesagte: „deutsche Sprache, schwere Sprache“, bekommt durch das aktive unterrichten einen völlig neuen Aspekt.

Manche der Neuankömmlinge sprechen Englisch, können mit Glück auch das lateinische Alphabet lesen. Viele können es nicht. Man fängt also bei null an. Die Freiwilligen, die über die Caritas Deutsch unterrichten, beginnen demnach mit einer Gruppe, die sie nicht versteht, und die sie auch nicht verstehen. Denn mal ehrlich, wer hat schon in der Schule Farsi oder Paschtu, Dari oder Arabisch gelernt? Als ich zu unterrichten begann, hatte ich großes Glück, meine Gruppe sprach, zumindest rudimentäres, Englisch. Eine meiner Schülerinnen war in Afghanistan Englischlehrerin, in den ersten Stunden habe ich vermutlich mehr Englisch gelernt, als sie Deutsch. Mittlerweile unterrichte ich, gemeinsam mit anderen StudentInnen, schon gut ein halbes Jahr und wir sind dazu übergegangen, die Erklärungen nur noch auf Deutsch zu geben. Doch am Anfang war es ein großer Vorteil, eine Metasprache zu haben, in der man Phänomene erklären kann.

### Identitäten verändern sich

Eigentlich sollte es in diesem Artikel um Identitäten gehen und dazu möchte ich zum Schluss noch das Beispiel eines meiner Schüler bringen. Nennen wir ihn Ali. Ali war Bauer in Afghanistan und ist 2015 mit seiner Frau und zwei Kindern, heute



Dilomprizulike, Cuban Girls, 2016. Foto: Brunner

4 und 6 Jahre alt, nach Österreich gekommen. Ali ist ca. 50 Jahre alt, seine Frau gut 25 Jahre jünger. Er tut sich schwer, beim Deutsch lernen. Einmal vermutlich einfach deshalb, weil er nicht mehr ganz jung ist. Zudem hat er wenig Talent für den Umgang mit Sprachen. Außerdem, vielleicht das größte Problem, haben die Frauen in unserem Kurs die Möglichkeit, einen zusätzlichen Deutschkurs zu besuchen, der aber nur für Frauen ist. Bei manchen Ehepaaren funktioniert die Weitergabe sehr gut und die Frau unterrichtet ihren Mann jeden Abend. Bei Ali und seiner Frau jedoch, war er immer derjenige, der für die Familie gesorgt hat. Der die Entscheidungen getroffen hat. Der Macher eben. Jetzt geht es um die Anmeldung für den Kindergarten für die beiden Buben, und auf einmal hat die Frau die Zügel in der Hand. Sie kann mit den Leuten kommunizieren, sie ist auf einmal die treibende Kraft. Für Ali ist das sehr ungewohnt. Er ist mittlerweile der Ansicht, dass „Österreich [...] für Frauen ein sehr gutes Land [ist], aber für Männer ...“, er wiegt den Kopf, „Männer haben es hier schwer.“ meint er.



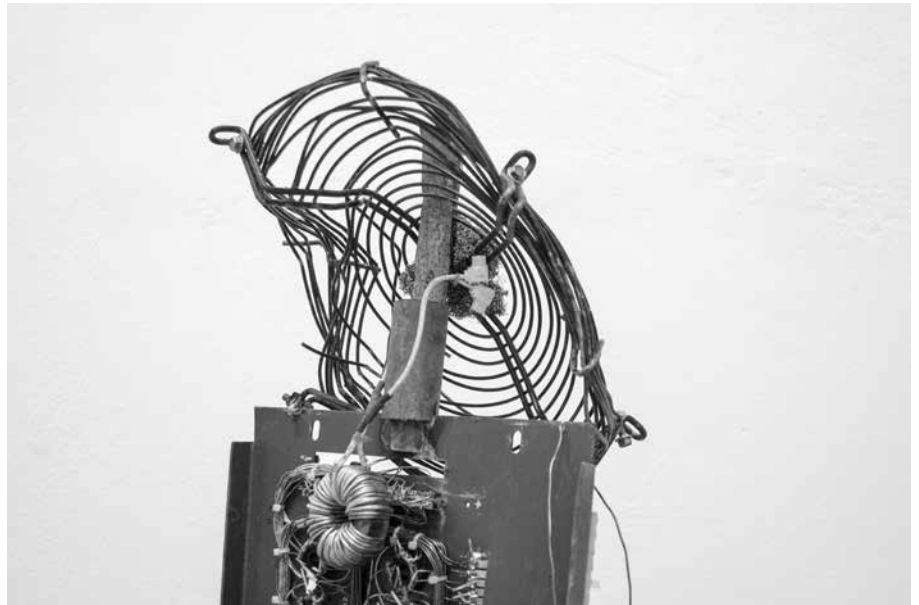
Foto: Schellander

Agnes Hobiger, geboren 1993 in Graz, ist KHG-Heimbewohnerin und studiert Deutsch/Chemie-Lehramt in Graz.

# Religion ohne Religion

Viele gehen wie selbstverständlich davon aus, dass sich religiöses Bewusstsein – auch dann, wenn es in liberalen Gesellschaften zur Privatsache mutiert – in einer festen und bestimmten, zwar nicht unbedingt kirchlichen, aber doch *religiösen Identität* zum Ausdruck bringen muss.

Von Peter Gaitsch



Dilomprizulike, Cuban Girls (Detail), 2016. Foto: Brunner

Zugleich würden viele Menschen sagen, dass es auch das Problem der *religiösen Heuchelei oder Bigotterie* gibt, dass also feste und bestimmte religiöse Identitäten auch ein scheinheiliges Oberflächenphänomen sein können, darunter sich eine mehr oder weniger irreligiöse Gesinnung verbirgt. Doch es ist aufschlussreich, dass dies ein altes Konzept aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert ist, das heute kaum noch jemand im Munde führt. Der Grund dafür scheint leicht gefunden: Die gesellschaftliche Akzeptanz einer irreligiösen Gesinnung ist so weit verbreitet, dass sich kaum ein andersdenkendes Individuum noch hinter einem scheinheiligen Gehabe verbergen muss. Da sich die gesellschaftlichen Weltanschauungsstandards verschoben haben, sind die Heuchelei und mit ihr zugleich der Heuchelei-Vorwurf aus dem

religiösen Bereich in andere Lebensbereiche (politische, wirtschaftliche Moral) weitergezogen. Aber haben wir uns dadurch dem individuellen Problem der Bigotterie wirklich entledigt?

Warum wird zum Beispiel der emblematische *religiös motivierte Terrorist* heute so selten als bigott bezeichnet – auf ihn scheint dieses Konzept, das auf einen Selbstwiderspruch zwischen nach außen gekehrtem Glauben und zugleich unfrohem Handeln hinweist, doch perfekt zuzutreffen? Vermutlich deshalb, weil wir von der Trennung zwischen einer religiösen Oberflächengrammatik und einer irreligiösen Tiefengrammatik, wie sie dem Konzept der Bigotterie zugrunde liegt, nicht mehr überzeugt sind. Wir gehen also vielfach davon aus, dass der religiös motivierte Terrorist, der ja immerhin sein Leben opfert und mit diesem

Opfer eine zentrale Figur von Religiosität zu vollziehen scheint, gar nicht so bigott ist, sondern vielmehr auf eine pervertierte Art *authentisch religiös*. Damit sind wir wieder beim Anfang angelangt: Das Beispiel zeigt, dass wir dazu neigen, religiöse Identitäten mit starren, überzeugungsstarken Identitäten gleichzusetzen. Das hieße, religiöse Menschen, indem sie glauben, *glauben zu wissen*, wer sie sind und was zu tun ist. Zur Religiosität würde demnach existenzielle Entschiedenheit und ein klares und deutliches Identitätsbewusstsein gehören. Es ist dann nur unserem Glück zuzuschreiben, dass die meisten Religiösen sich für eine andere, sozial fruchtbarere Identität entschieden haben als der religiös motivierte Terrorist.

## Haltlose Identitäten

Ich habe aber meine Zweifel, ob dieses Bild vom religiösen Bewusstsein richtig ist. Denn meine Vermutung ist, dass das Religiöse zwar den existenziell „heißen Kern“ einer individuellen Weltanschauung betrifft, aber dennoch *von sich her* keine feste Identität ausbildet – allem Traditionsbewusstsein, das mit Religion meist verbunden ist, zum Trotz. Denn wer sich aus religiösen Traditionszusammenhängen heraus versteht, formuliert nicht per se schon fixe Identitätszuschreibungen. Diese überlagern eher das Religiöse als dass sie sich aus der authentischen Quelle des Religiösen speisen. Umgekehrt bergen gerade offene unbequeme Traditionsbezüge ein kritisches Potenzial gegenüber den üblichen selbstgefälligen Identitätsgewissheiten des Tages. Hinter diesen Überlegungen steht ein bestimmter existenzphilosophischer Gedanke über die authentische Quelle von Religion: Religiöses Bewusstsein ist erst da wirklich gegeben, wo sich dem geistigen Individuum in der Ausweglosigkeit ein existenzieller Bezug zum Menschen-Unmöglichen eröffnet. Dies ist ein paradoxaler Akt des Glaubens, der Halt gerade frontal in der Haltlosigkeit sucht. Wenn das Leben sich ohne Ausweg zeigt (und zwar positiv wie negativ: wenn es sich wundersam gibt und Dankbarkeit provoziert oder wenn es gnadenlos schwindet und Hilfeschreie auslöst), dann ist es rational irrational zu sein. Ein solcher Glaubensakt kann keine esoterischen, magischen und auch keine dogmatischen Sicherheiten kennen, an ihm haftet notwendig eine schillernde Unbestimmtheit.

Der „postmoderne“ amerikanische Philosoph John D. Caputo hat die diesem Verständnis von Religiosität entsprechende „Schwache Theologie“ ausgearbeitet und in seinem Buch *On Religion*

(2001) die drei Axiome einer solchen „Religion ohne Religion“, die alle drei eine „heilige Unentscheidbarkeit“ zum Ausdruck bringen, formuliert. Erstens: „Ich weiß nicht, wer ich bin oder ob ich an Gott glaube oder nicht.“ Will sagen: Ob ich ein Gläubiger bin bzw. gewesen sein werde oder nicht, ist im Grunde für mich unentscheidbar. Zweitens: „Ich weiß nicht, ob das, woran ich glaube, Gott ist oder nicht.“ Will sagen: Das, worauf sich mein unentscheidbarer Akt des Glaubens bezieht, ist letztlich unbestimmbar. Drittens: „Wie liebe ich, wenn ich meinen Gott liebe?“ Will sagen: Der Akt des Glaubens ist nicht an einem leicht handhabbaren Lippenbekenntnis festzumachen, sondern drückt sich in einem regellos liebenden Wie, das heißt in einem offenen, nicht festgelegten und daher bis zuletzt, bis zur Stunde meines Todes fraglich bleibenden Modus der Lebenspraxis, aus. Die Konsequenz aus dieser dreifachen permanenten Identitätskrise, die zum authentischen religiösen Existenzbewusstsein gehört: Niemand kann sagen, wer dazu gehört und wer nicht. Ein Wort des Theologen Karl Rahner abwandelnd: Wir sind alle bestenfalls „anonyme Christen“. Das heißt, religiöse Identitäten können nur destruiert, niemals aber positiv legitimiert werden. Eine fixierte religiöse Identität ist schon der erste Schritt in die Idolatrie.

## Leben im Fluiden

Religionsphilosophen wie Giorgio Agamben ziehen daraus die Konsequenz, dass zum authentischen religiösen Bewusstsein eine „Logik des Als ob nicht“ gehört, wie sie schon bei Paulus (1 Kor 7, 29-32) zum Ausdruck kommt: Man soll weinen, als ob man nicht weinte; sich freuen, als ob man sich nicht freute; und so weiter. Man sollte nun diese Einstellung auf das religiöse Existenzbewusstsein insgesamt übertragen. Dabei kommt eine Art „Religion ohne Religion“ heraus, wie es der wirkmächtige französische Denker Jacques Derrida einmal bezeichnet hat: eine Religiosität ohne religiöse Identität. Dass dies nicht bloß ein postmodernes eitles Spiel mit Worten ist, sondern durchaus in der Sache begründet liegt, lässt sich daraus ersehen, dass es in der Religion um etwas so Großes und Gewaltiges („worüber hinaus nichts Größeres gedacht werden kann“, sagt bereits der fröhscholastische Theologe und Philosoph Anselm von Canterbury) gehen sollte, dass von den irdischen Gestalten der Religion nicht umfasst werden kann. Dieser Einsicht muss man in der Praxis Rechnung tragen.



Foto: privat

Dr. Peter Gaitsch, geboren 1978 in Dornbirn, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der KFU Graz. Er hat kürzlich ein Buch zu Eric Weils Logik der Philosophie veröffentlicht und forscht derzeit insbesondere im Bereich der Philosophie der Biologie und der Religionsphilosophie.



# Identitätsentwicklung als Grundvollzug christlicher Gemeinde

In der für die Identitätsentwicklung junger Menschen wichtigen Phase des Studiums sind Katholische Hochschulgemeinden wichtige Orte. Ihrem Grundvollzug nach sind jedoch christliche Gemeinden per se Orte der Identitätsentwicklung – insbesondere angesichts einer den Menschen verändernden Botschaft.

Von Theresa Stampler



Dilomprizulike, Cuban Girls, 2016. Foto: Brunner

Leiblichkeit, soziales Netz, Arbeit und Leistung, materielle Sicherheit und Werte sind die klassischen fünf Säulen der Identität, wie sie der deutsche Psychologe und Begründer der Integrativen Therapie Hilarion Petzold definiert hat. Dieses Aufdröseln der tragenden Elemente der Identität zeigt zum einen die wichtige Funktion, die Beziehungen und Bezüge in all diesen Säulen einnehmen. Zum anderen macht es auch klar, dass alle Säulen im Laufe des Lebens veränderlich sind und sich insbesondere in der Lebensphase zwischen Schule und Arbeit, also in der Studienzeit, konstitutiv formen.

## Der Mensch als Wesen der Möglichkeiten

Giorgio Agamben spricht in einem Interview in der „Zeit“<sup>1</sup> von der zentralen Bedeutung des „desoevremens“, der Geschäftslosigkeit des Menschen für die Gesellschaft. Es ist damit nicht das Nichtstun oder die Muße gemeint, sondern die Fähigkeit, die eigenen Werke und Regeln durch ihre Außerkraftsetzung wieder veränderten Möglichkeiten und einem neuen Gebrauch zu öffnen. Da dem Menschen per se nicht ein Werk oder eine spezielle Berufung eingeschrieben werden kann, ist das genuin Menschliche die Potenz, die Fähigkeit und Tätigkeit der produktiven Dekonstruktion.

Dichtung zum Beispiel setzt die ursprünglich informative und kommunikative Funktion von Sprache außer Kraft, um sie einem neuen Gebrauch zu öffnen. Oder Feste, die sich nicht auf die Unterbrechung des Alltags reduzieren lassen, sondern auf der Verkehrung des Alltäglichen beruhen: Gegenstände werden nicht aus wirtschaftlichem Interesse getauscht, Kleidung nicht aus Schutz vor Kälte getragen, und die Nahrungsaufnahme geht oft weit über das notwendige und gesunde Maß hinaus.

Diese Geschäftslosigkeit kann, genauer betrachtet, als eine Grundform studentischen Lebens beschrieben werden, auch wenn sie sich nicht auf diese Lebensphase beschränkt. Die Zeit des Studiums, der Auszug aus dem Elternhaus, veränderte Freundeskreise, Fortbildung durch Studium, erste Arbeiten und andere neue Lebensumfelder stellen eine tiefgreifende Umbruchssituation dar. Nicht nur das bisherige Tun und der Berufswunsch können hier in Frage gestellt werden, sondern auch die anderen Säulen der Identität. Diese Phase ist meist mit einer bewussten und willentlichen Dekonstruktion von identitätsstiftenden Gegebenheiten wie soziale Identität, Werte, wirtschaftliche und rechtliche Rahmenbedingungen verbunden, welche die Grundlage für eine neu geformte Identität schaffen kann. Das dringliche Bedürfnis nach viel Zeit und ausschweifenden Festen auf der einen Seite aber auch nach Fortbildung und Austausch auf der anderen kann genau in diesem Prozess begründet sein.

## **KHG – Heimat im Umbruch**

Hochschulgemeinden möchten als Ort kategorialer Seelsorge gerade in dieser Lebensphase der Umbrüche die geistige Horizonterweiterung und Entwicklung junger Menschen provozieren. Das Angebot der KHG reicht von kulturellen Aktivitäten wie der Möglichkeit, Theater zu spielen, Konzerte und Ausstellungen zu besuchen und im Chor zu singen, über sozial-wirtschaftlich-politische Vorträge und Diskussionen, aber auch aktive, Gemeinschaft fördernde Unternehmungen wie Wanderungen bis hin zu spirituellen Angeboten mit Gottesdiensten, Meditationen und geistlicher Begleitung. Dieses Bildungsangebot möchte Studierende einladen, Neues auszuprobieren und sich über sich selbst hinaus zu entwickeln. Studierende lernen dadurch häufig noch unbewusste Möglichkeiten und Facetten ihrer Identität kennen und haben die Möglichkeit, diese in einem geschützten Rahmen auszuprobieren.

„In der KHG haben sich mir viele neue Zugänge eröffnet, die mit ausschließlicher Blick auf das Studium nicht möglich gewesen wären. Die KHG hat mir auch einen Zugang zur Kirche vermittelt, den ich so wahrscheinlich jetzt nicht hätte. Außerdem habe ich meine große Leidenschaft Vokalmusik im Chor der KHG kennengelernt.“, so Paul Grünbacher, a.o. Professor an der JKU, auf die Frage, wie die KHG ihn geprägt hat. Im Leitbild der Hochschulgemeinde in Linz drückt sich dieses Anliegen folgendermaßen aus:

*„KHG ist ein Lernort für Gemeinschaftsbildung und soziale Verantwortung, an dem Studierende über die Sphären von Leistungsdruck, Konsum und Kommerz hinauskommen können.“ Und: „KHG gibt durch ihr Programm und durch alle in ihr tätigen Menschen Anregungen für Studierende, sich zu wachen, aufmerksamen, eigenverantwortlichen und wertebewussten ZeitgenossInnen zu entwickeln. Die KHG trägt zu kritischer und ganzheitlicher Bildung bei, lässt Studierende einen größeren Horizont gewinnen und Begeisterungsfähigkeit und Freude am Leben spürbar werden.“*

Wichtiger als Horizonterweiterung und Förderung ist vielen Studierenden die gelebte Gemeinschaft und die vorübergehende Heimat, die sie in der KHG erleben. In ihr finden sie Bezugsmöglichkeiten auf verschiedenen Ebenen: durch gemeinschaftliche Regeln, gelebte (religiöse) Gemeinschaft, persönliches Engagement und Übernahme von Verantwortung aber auch durch inhaltlichen Austausch. KHG macht das Angebot, ein sehr offenes und flexibles Bezugssystem zu sein, das jedoch klare gemeinschaftliche Grundregeln und Wertevorstellungen hat.

## **Grundvollzüge von Kirche leben – Säulen der Identität entwickeln**

Die Aufgaben, die Hochschulgemeinden in Bezug auf die Identitätsentwicklung Studierender erfüllen, korrelieren mit den Grundvollzügen von kirchlichen Gemeinden allgemein: Martyria – in der Werteorientierung und im Begleiten auf dem je eigenen Lebensweg, liturgia – im gemeinsamen Feiern und spirituellen Angeboten, diakonia – im Geben von Heimat und koinonia – in der gelebten Gemeinschaft. Gerade diese Vollzüge sind auch konstitutiv für die „Säulen der Identität“ nach Petzold. Hinsichtlich eines Evangeliums, das althergebrachte (Unrechts-)Strukturen und Muster kritisiert, das Menschen auf ihren gewohnten Lebensbahnen in Frage stellen will und immer wieder zu Neuaufbrüchen auffordert, sind wir ChristInnen eingeladen, uns in Neues ermöglichende Geschäftslosigkeit zu begeben. In dieser Hinsicht sind die Kernaufgaben christlicher Gemeinschaften – nicht nur von Hochschulgemeinden – die Förderung und Ermöglichung von Identitätsentwicklung.

<sup>1</sup> [www.zeit.de/2015/35/giorgio-agamben-philosoph-europa-oekonomie-kapitalismus-ausstieg](http://www.zeit.de/2015/35/giorgio-agamben-philosoph-europa-oekonomie-kapitalismus-ausstieg)

Mag.<sup>a</sup> Theresa Stampler, BA, geboren 1985 in Graz, Studium der Theologie und Kunstgeschichte in Graz und Fribourg. 2009 – 2014 Ausbildung und Mitarbeit in der Krankenhausseelsorge. 2012 – 2014 Koordinatorin der VinziWerke Wien. Seit September 2014 Bildungsreferentin der Kath. Hochschulgemeinde und des Forum St. Severin – Kath. Akademikerverein der Diözese Linz.



Foto: KK

# Die Motivkirche

Alois Kölbl im Gespräch mit Richard Kriesche

320 Quadratmeter misst die Werbefläche auf einem Gerüst vor der imposanten Doppelturmfassade der Wiener Votivkirche, einer der Inkunabeln historistischer Architektur weltweit. Bewusst wurde für die Kirche auf die Formensprache der Gotik – der Sakralstil schlechthin – zurückgegriffen. In den letzten Jahren traten dort der rote Coca-Cola-Button vor der Fensterrose, Milchkrone mit den filigranen Steinverzierungen der Giebel an der Fassade oder Mobilfunktechniker, deren Gerüst sich im Kirchturm fortzusetzen schienen, in eine ambivalente Wechselbeziehung mit dem Sakralbau. Diese Diskrepanz zwischen den Botschaften des Sakralbaus und den an dessen Fassade implantierten Botschaften der Wirtschaft war für den Medienkünstler Richard Kriesche schließlich Anlass, über Jahre hinweg diesem wechselvollen Erscheinungsbild der Votivkirche zu folgen, zu dokumentieren und schließlich im Format einer Kunstinstallation, in der QL-Galerie eine eigene Präsenz zu geben. Hochschuleseelsorger Alois Kölbl hat mit ihm über die Motivation für sein Projekt und das, was der Kirche zur Bewahrung ihrer Identität heilig sein sollte, gesprochen.



Foto: Brunner

**Alois Kölbl: Ich nehme Ihr Projekt „Motivkirche“ als eine Art Denkanstoß für die Praxis der katholischen Kirche wahr. Was war Ihr Antrieb für dieses Projekt?**

Richard Kriesche: Wer bin ich, dass ich der Kirche Ratschläge geben könnte? Am Anfang stand schlicht und einfach Ärger, und dann habe ich nachzudenken begonnen. Was ist da eigentlich los? Was passiert, wenn die Fassade einer Kirche mit

nicht-religiösen Inhalten bestückt wird? Das Ganze begann zu Weihnachten 2011, als mir nicht die katholische Kirche, sondern Coca Cola von der Fassade der Votivkirche „Frohe Weihnachten!“ wünschte. Das hat mich ziemlich irritiert. Daraufhin habe ich Kardinal Schönborn geschrieben. Ich hoffte damals, einen innerkirchlichen Denkprozess auslösen zu können. Denn zu Beginn meiner Auseinandersetzung mit dem Thema hatte ich keine Ausstellung im

Sinn. Ich wollte meinen Ärger und meine Irritation zum Ausdruck bringen und natürlich etwas ändern. Aber es hat sich nichts geändert. Immer wenn ich nach Wien gekommen bin, habe ich ein neues Plakat gesehen und dann habe ich zu fotografieren begonnen und mir als Künstler natürlich auch zu überlegen begonnen, wo und wie ich das einst präsentieren könnte, um eben diesen innerkirchlichen Denkprozess zu befördern. Und vorweg, Herr



Hochschulseelsorger: Mein Respekt, dass ich nun mein Vorhaben in der QL-Galerie zeigen kann. Das ist doch auch mit keinem geringen Risiko für Sie verbunden! Da wird es möglicherweise ein bisschen Ächzen im Gebälk! Um nicht falsch verstanden zu werden: Das ist keine Kampagne gegen die Votivkirche oder gar gegen die Kirche. Ich zeige nur auf ein Faktum, zu dem man sich seine Gedanken machen kann, über das sich aber die Kirche hinsichtlich des Schwindens ihrer Glaubwürdigkeit und des in sie gesetzten Vertrauens Gedanken machen müsste! Und dies trifft auf die Kunst in noch viel stärkerem Maße zu. Ich versuche die Kunst im öffentlichen Raum gegenüber ihrer öffentlichen Kapitalisierung am Beispiel der Kirche in Stellung zu bringen, indem ich Text- und Bildbotschaften im religiös-öffentlichen Raum in Kunst transformiere, als Kunst veröffentliche.

**Als Künstler und Medientheoretiker betreten Sie auch immer wieder die Meta-Ebene, betrachten und analysieren unsere globalisierte Welt gerade hinsichtlich der Entwicklungen von Marktmechanismen und Ökonomisierung. Was interessiert Sie daran als Künstler?**

Mich interessiert der Wandel der Gesellschaft und die Prioritäten, die dadurch

zum Ausdruck kommen. Im Projekt „Motivkirche“ spiegelt sich diese allgemeine gesellschaftliche Dynamik. Die Kirche ist hier mitten in dieser Welt und Teil der gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen und nicht in einem „Jenseits“ verortet. Sie hat sich – wie alle anderen Institutionen – den Marktmechanismen bzw. der Kapitalisierung unterworfen. Das gilt allerdings in ganz gleicher Weise auch für die Kunst, auch sie ist längst zum Büttel der Marktmechanismen geworden! In diesem Sinne ist das Projekt „Motivkirche“ nur die Folgeerscheinung eines Denkprozesses, der bei mir schon um einiges früher eingesetzt hat. Am Anfang stand die Erkenntnis, dass sich die Kunst – die „Art Contemporary“ – den Mechanismen des Finanzmarktes unterworfen hat. Das aber eben nicht nur erleidend und erduldet, sondern als aktive Protagonistin. Ich spreche hier nicht von der Kunst, sondern von einem Irrweg der Kunst. Das, was sich unter dem Schlagwort „Motivkirche“ abbildet, ist letztlich vollkommen identisch mit dem, was sich im Kunstbetrieb zeigt, nämlich letztlich das Ausliefern der eigenen Werte an die Marktmechanismen.

**Indem Sie sich kritisch mit einem Moment kirchlicher Praxis auseinandersetzen, zeigen Sie gleichzeitig auch, dass**

**Kirche Ihnen nicht egal ist. Gibt es eine Erwartungshaltung von Ihnen als Künstler und Handelnder des autonomen Kunstbetriebes an die Kirche?**

Sie haben recht – das könnte mir auch völlig egal sein! Im autonomen Kunstbetrieb galt es als Befreiungsschlag, sich endlich aus der Abhängigkeit von jenen zu lösen, die Kunst bis dato immer auch im eigenen Interesse gefördert hatten, also Aristokratie und Kirche. Wahr ist, dass in unserer „Digitalen Moderne“ Kunst wie Kirche ihre Rolle als Orientierungsgeberinnen verloren haben. Die Kirche beschäftigt sich ununterbrochen mit sich selbst. Dieses permanente „In-sich-selbst-Theologisieren“ führt ebenso wenig ins Leben, wie das in sich kreisende Theoretisieren der „Contemporary Anstaltskunst“.

**Papst Franziskus scheint mir da mit seinen bewussten Grenzüberschreitungen auch neue Akzente zu setzen. Im Blick auf die Kunst hat Caravaggios revolutionäres Meisterwerk „Die Berufung des Hl. Matthäus“ in der Contarelli-Kapelle in seiner spirituellen Biographie einen besonderen Platz: Immer wenn er in Rom war, hat er schon als Kardinal die Kirche San Luigi dei Francesi aufgesucht um vor der Darstellung der Begegnung Jesu mit**



Fotos: Brunner

**dem geldzählenden Zöllner zu meditieren. Ansonsten scheint die Beschäftigung mit Kunst bei ihm keine besondere Rolle zu spielen. Muss ein römischer Pontifex kunstaffin sein um ein guter Papst zu sein?**

Nein, ganz und gar nicht! Er muss auch kein Sportler sein. Wohl sollte er in der Lage sein, Kunst in ihrer singulären Bedeutung zum Wohlergehen der Menschen zu gewichten und zu erkennen zu geben, insbesondere dort, wo die Religion die Menschen nicht erreicht. Bei der vorletzten Biennale von Venedig war der Vatikan erstmals mit einem Pavillon vertreten. Für mich zeigt sich da eigentlich ein Missverständnis: Anscheinend ist inzwischen auch im Vatikan angekommen, dass die Biennale etwas Wichtiges ist und dass man da dabei sein muss. Aber hat man sich damit letztlich nicht in ein gesellschaftliches Unterhaltungsprogramm eingefügt? Kunst ist – mit Verlaub – auch zu einem Unterhaltungsprogramm unter anderen geworden, das Betriebssystem Museum, Galerie und Verkauf muss schlicht und einfach auch marktwirtschaftlich funktionieren. Und hier liegt die eigentliche Tragik: Kunst wie Kirche sollten sich hier nicht einfügen, sondern dem etwas entgegenhalten. Darin sehe ich für mich zumindest die eigentliche Aufgabe!

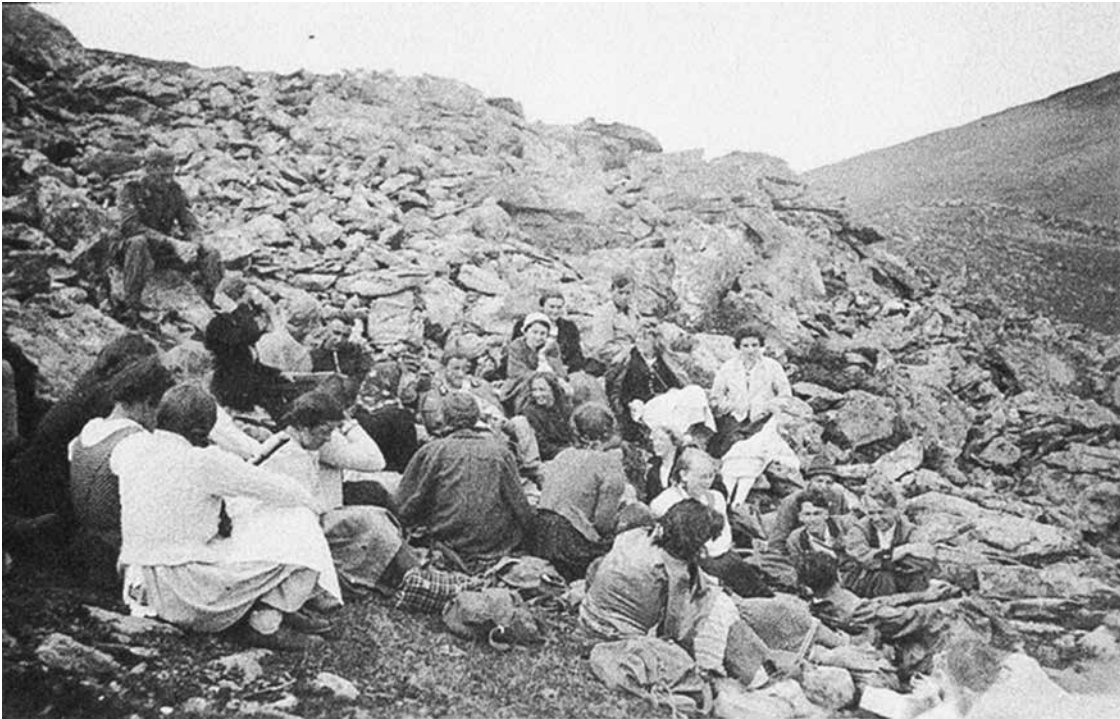
**Über Jahrhunderte waren Kirche und Kunst einander Impulsgeberinnen, haben sich aber zunehmend entfremdet. Sehen Sie Chancen für die Erneuerung dieses Dialoges?**

Kunst und Kirche sind ein grandioses Bündnis eingegangen, aber aufseiten der Kirche hat sich etwas radikal geändert: Ursprünglich hat die Kirche das Heilige durch Geld, durch Wertvolles, durch Optimierung und durch das Streben nach dem Besten, koste es, was es wolle, möglich gemacht. Das Wertvolle war das Substitut, um das Heilige möglich zu machen. Die Kirche von heute hat das komplett umgekehrt: Sie macht das Heilige zu Geld! Das ist das eigentlich erdrückende Missverständnis der Kirche und der absolute Widerspruch zu einem Auftrag, den die Kirche ihrer großen Botschaft entsprechend, haben könnte. Die Kommerzialisierung war seit eh und je ein Problem, aber damals – bzw. innerhalb der letzten zweitausend Jahre – war das Beste eben gerade gut genug, um das Heilige in eine reale Anschauung bringen zu können. Die Kunst als das Wertvolle schlechthin war quasi das Gefäß der Annäherung an die spirituelle Größe des Heiligen und das pervertiert sich jetzt an der Fassade der

Votivkirche. Das ist die eigentliche Tragik, denn gerade jetzt, wo der Vertrauensschwund sich in unserer Gesellschaft so radikal ausbreitet, könnten die Kirche und auch die Kunst so bedeutungsvoll sein. Die große Herausforderung unserer digitalen Welt erfordert doch eine ganz neue Vorstellungswelt. Wir haben von ihr eigentlich so wenig Ahnung wie von der Welt Gottes. Hinter dem digitalen Code können wir uns nichts mehr denken, wie wir uns hinter Gott auch nichts denken konnten noch denken können. Das ist das radikale Format der Digitalen Moderne: Die Forderung sich mit dieser digitalen Weltwirklichkeit einzurichten, wo wir doch nur analog ausgestattet sind. Das ist auch die radikale Herausforderung an die Kirche: Wie geht man mit dieser historischen Gotteshypothek um, die eigentlich das vorwegnimmt, was jetzt plötzlich als Folge von Mediatisierung, Immaterialisierung, Informatisierung und Digitalisierung greifbar wird. Gott war ungreifbar. Jetzt bekommt etwas über Technologie plötzlich Präsenz, das zunehmend unsere Lebenswirklichkeit bestimmt, das auch außerhalb unserer geprägten Wahrnehmungssphäre liegt. Darin werden Kunst und Religion globalgesellschaftlich wieder interessant und relevant.

# Mutiges Zeugnis

Rut Sattinger hat sich in ihrer Bachelorarbeit mit den Ursprüngen der Hochschulpastoral vor allem in der Zeit von 1938 –1945 befasst. Nahe am 70jährigen Jubiläum der Kath. Hochschulgemeinde sprach **Peter Rosegger** mit ihr.



Besinnungstag auf der Seckauer Hochalm im Juli 1940. Foto: KK

**Peter Rosegger:** Wie bist Du zu diesem Thema für Deine Bachelorarbeit gekommen?

Rut Sattinger: Ich habe mich schon immer sehr für Kirchengeschichte und dabei besonders für die Zeit des Nationalsozialismus interessiert. Frau Prof. Sohn-Kronthaler und ich haben uns dann auf ein Thema geeinigt, bei dem es vor allem um die „Barbaragemeinde“ und die Ursprünge der Kath. Hochschulgemeinde in Graz geht. Zusätzlich wurde die Arbeit von der KHG Community unterstützt. Für meine Bachelorarbeit habe ich auch Interviews mit

ZeitzeugInnen geführt, was ich erstmals gemacht habe und als sehr bereichernd erlebt habe.

**War das Deine erste Befassung mit Hochschulpastoral?**

Ja, deshalb war es auch eine Herausforderung, Inhalte und Begriffe wie etwa „Hochschulgemeinde“ und „Hochschuljugend“ zu unterscheiden, zumal das auch bei den ZeitzeugInnen nicht genau getrennt wurde.

**Wie war Deine Begegnung mit den ZeitzeugInnen?**

Für mich waren es die ersten Interviews, die ich geführt habe, und daher eine ganz neue Erfahrung. Besonders beeindruckt haben mich das Zusammengehörigkeitsgefühl, vor allem in der „Barbaragemeinde“, und deren gesellschaftliches Zeugnis in großer Bedrängnis. Ich habe jeden einzelnen gefragt, ob er Angst hatte, und alle haben das verneint. Sie haben natürlich die Repression des Nazi-Regimes erlebt, aber in der Gruppe hatten sie aufgrund ihres starken Glaubens nie Angst. Es ging ihnen wesentlich darum, in bedrängter Zeit gemeinsam Christ zu sein und Zusammenhalt zu finden. Zeitweise umfasste diese Gruppe bis zu 40 Personen, von denen sich



Mitglieder der Barbaragemeinde bei einem Radausflug nach Stift Rein 1939. Foto: KK

einige schon vor dem „Anschluss“ kannten. Voneinander wusste man oft nur den Vornamen, um bei Verhören durch die Gestapo niemanden verraten zu können.

**Wie bist Du darüber hinaus bei Deiner Arbeit vorgegangen?**

Natürlich konnte ich mich auf wissenschaftliche Vorarbeiten und auch Publikationen der Hochschulgemeinde stützen, aber mein primärer Zugang war über die Erzählungen der ZeitzeugInnen. Einige haben mir auch Bild- und Textmaterial zur Verfügung gestellt.

**Was waren Deine grundlegenden Ergebnisse?**

Die Ursprünge der Hochschulpastoral in Graz vor 1945 waren sehr plural. Es gab

verschiedene Gruppen, die sich mit ähnlichen Themen befassten und deren Mitglieder oft nicht nur in einer beheimatet waren, wie eben die „Barbaragemeinde“, deren Name sich von der Barbarakapelle im Grazer Dom ableitet, wo sich die Gruppe zum Gottesdienst getroffen hat, oder die „Hochschulgemeinde“. Anders als nach 1945 wurden diese Gruppen nicht formell gegründet, wie etwa die Kath. Hochschuljugend, sondern sind „von unten“ entstanden. Nach dem Krieg haben sich diese Gruppen dann aufgelöst und viele wirkten wesentlich bei der Gründung der Kath. Hochschuljugend mit. Die „Barbargemeinde“ nannte sich auch selbst nicht „Barbaragemeinde“. Diese Bezeichnung ist erst nach dem Krieg entstanden.

**Du absolvierst momentan das Pastoralpraktikum in den Grazer Pfarren**

**Puntigam und St. Johannes. Was kannst Du aus dem Wirken der „Barbaragemeinde“ in Deine Arbeit aufnehmen?**

Vor allem das feste Bekenntnis zu Christus und den Glauben an ihn zu leben.



Rut Sattinger stammt aus dem Bezirk Hartberg-Fürstenfeld und studierte Theologie in Graz. Sie absolviert ihr Pastoralpraktikum in den Grazer Pfarren Puntigam und St. Johannes.

Foto: KK

# Wer bin ich und wenn ja wie viele?

Nicht nur Richard David Precht stellt sich in seinem gleichnamigen Buch die Frage nach Ich, Gedächtnis und Bewusstsein. Ob es Identität(en) gibt und was sie konstituiert, ist ein persönlich wie gesellschaftlich bedrängend aktuelles Thema.

## Pro

Identitäten fallen weder vom Himmel noch können sie einem mit dem Code civil eingehämmert werden. Sie kommen aus reflektierten Erfahrungen; aus Beziehungen und Hoffnungen; und aus Entscheidungen, diese zu schützen und als inspirierend zu zeigen. Wer glaubt, Identitäten einfrieren zu können, hat weder das Christentum noch die demokratische Gesellschaft verstanden. Er zwingt einen Konformismus auf, der erstickt.

Wer aber glaubt, die Verantwortung für Identitäten und damit verbundene klare Entscheidungen an MeinungsforscherInnen oder BeraterInnen auslagern zu können, schüttet das Kind mit dem Bad aus. Er zwingt ein Chaos auf, das die eigene Mut-, Plan- und Verantwortungslosigkeit als Modernität und Spontaneität verkauft. Gefestigte, immer neu reflektierte Identitäten, die besonders aus Erinnerungen kommen, und darauf aufbauende klare Haltungen sind für Dynamik, Vitalität und Diversität von Kirche und Gesellschaft unverzichtbar. „Die Transfusion des Gedächtnisses befreit uns von der oft attraktiveren gegenwärtigen Tendenz, hastig auf dem Treibsand unmittelbarer Ergebnisse zu bauen, die ‚einen leichten politischen Ertrag schnell und kurzlebig erbringen [können], aber nicht die menschliche Fülle aufbauen‘“, hat Papst Franziskus bei der Verleihung des Karlspreises gesagt.

Wer glaubt, Identitäten gibt es nicht, oder wenn es sie gibt, kann man sie nicht erkennen, soll sich keine Sorgen machen: diesen Artikel gibt es ja auch nicht.

Peter Rosegger

## Contra

„Ich mach mir die Welt, widde widde wie sie mir gefällt ...“

*Identitäten* sind gut brauchbar, um uns die Welt, die anderen und uns selbst verstehbar zu machen: Im Alltag nutzen wir derartige (fast automatisierte) Mechanismen, da auf Wahrnehmen & Zuordnen unsere Entscheidungen beruhen. Das heißt jedoch keineswegs, dass es sich hier um einen klaren Begriff handelt. Wie für die meisten uns völlig evident erscheinenden Dinge drängt sich bei genauem Blick fast die gegenteilige Beurteilung auf: *Identität* ist nichts unabhängig von unserer Wahrnehmung Vorliegendes, sondern vielmehr ein Konstrukt, das auf unterschiedlichen Ebenen Anwendung findet.

Die Auseinandersetzung mit *Personaler Identität* dreht sich unabgeschlossen immer wieder aufs Neue um körperliche Einheitlichkeit und die unterschiedlichsten Ausformungen des psychischen Kriteriums sowie Konsequenzen für moralische Verantwortlichkeit. Die Beschreibungen von sozialen Identitäten zeigen noch offenkundiger ihre Konstruiertheit.

Das ist kein Argument gegen die Nützlichkeit des Ordnungsschemas, jedoch ein Aufruf zur Wachsamkeit: Nicht nur, dass wir kaum wissen, wovon wir sprechen und worauf unser Urteil beruht, sondern vor allem Sensibilisierung für mögliche negative Folgen. *Identität* ist häufig nicht frei gewählt, sondern etwas von außen Zugeschriebenes, dem man nicht entkommen kann. Wir beurteilen Menschen aber nicht einfach nur vorschnell und ungerechtfertigt, sondern haben über konstruierte Zugehörigkeiten (Rasse, Klasse, Gender ...) stets Verbrechen zu rechtfertigen gesucht. Die Willkür dahinter sollte uns immer im Gedächtnis bleiben.

Jennifer Brunner



# Netzwerke, Brüche und Zufälle im Berufsleben

Wenn wir 70 Jahre KHG feiern, sind ein paar praxis- und lebensnahe Reflexionen über die Zeit, in die dieses Jubiläum fällt, ganz angebracht.

**Florian Traussnig im Dialog mit Judith González und Florian Mittl.**

(im Rahmen der Reihe „PRO SCIENTIA Alumni im Gespräch“)



Dilomprizulike, Cuban Girls (Detail), 2016. Foto: Brunner

Folgt man Zygmunt Baumann, dann leben wir heute in der Epoche der „flüchtigen Moderne“ (liquid modernity). Diese ist geprägt von permanentem Wandel: Brüchigkeit, Pluralismus, Instabilität, Verletzlichkeit und ständige Strukturveränderung sind ihre – für viele Zeitgenossen äußerst beunruhigenden – phänomenologischen Grundpfeiler. Dazu kommt, dass wir, folgt man einem anderen Theoretiker namens Philip Bobbitt, in einem kapitalistisch-liberalen „market state“ leben. Letzterer bietet den Menschen zwar viele (wirtschaftliche) Entfaltungs- und Wahlmöglichkeiten und Chancen, aber wenig existenzielle Sicherheiten, wenig Planbarkeit, wenig „Halt“. Und es scheint kaum noch einen gesellschaftlichen oder persönlich-individuellen Bereich zu geben, der nicht von Unruhe und Flüchtigkeit erfasst wird: Es gibt kaum Aussicht auf langfristige Stellen, gleichzeitig sind die Anforderungen an junge Menschen unerschämmt hoch. Wie gelingt es ihnen heute zu bestehen? Welche menschlichen Kontakte können dabei wesentlich sein? Welche Brüche und interessanten Zufälle können sich dabei als hilfreich oder prägend erweisen?

## Netzwerke

Eine Möglichkeit, um sich in der Zeit der flüchtigen Moderne gut zurechtzufinden, sehen die Gesprächspartner in menschlichen Beziehungen und Netzwerken. Dass letztere nicht nur positiv konnotiert sind, ist den beiden PRO SCIENTIA-Alumni bewusst. Judith González – die studierte Juristin ist Leiterin der strategischen Personalentwicklung der Regionalmedien Austria – betont aber, dass sie „Netzwerke noch nie negativ erlebt“ hat.

Theologisch differenziert sieht auch Florian Mittl – er ist Vizepräsident der Katholischen Aktion Steiermark, Religionslehrer und „ehrenamtlicher Tausendsassa“ (*Kleine Zeitung*) – im Netzwerk das (Menschen-)Fischen ebenso wie das Fallenstellen – beides produktive Handlungen, die aber auch „hinterhältig“ intendiert sein können. In Netzwerken könne auf jeden Fall aber soziales Kapital (Bourdieu) akkumuliert werden. Umso mehr gilt das wohl für junge Menschen, die ihren Platz im Berufsleben

noch finden müssen. So sieht Mittl in humanistisch inspirierten Einrichtungen wie der Katholischen Hochschulgemeinde oder PRO SCIENTIA eine Möglichkeit des „zweckfreien“, also nicht ökonomisierten Austauschs bei gleichzeitiger Kontaktmöglichkeit mit prominenten und (wissenschaftlich) erfolgreichen Menschen. Judith González schätzte vor allem die spannenden Sommerakademien von PRO SCIENTIA, bei denen Geförderte aus ganz Österreich eine intellektuell, kreativ und gesellschaftlich äußerst inspirierende Woche zusammen verbringen. Sichtbar, so González, würden Netzwerke vor allem bei Auslandserfahrungen. So sei sie 1999/2000 – also zur Zeit der EU-Sanktionen gegen das schwarzblau regierte Österreich und der bevorstehenden Einführung des Euro – gerade in Frankreich gewesen. Sofort hätten sich hier im Ausland unverzichtbare und hilfreiche Netzwerke gebildet. Wenn man sie nicht nur als oberflächliche Plattform zur Kontaktabahnung betreibt, sondern mit authentischen Beziehungen belebt, würden Netzwerke das Leben „schöner, lustiger, leichter“ machen, so die promovierte Juristin. Florian Mittl setzt bei unterschiedlichen Sozialprojekten in der Schule auf kleingliedrige Netzwerke der Humanität. Neben diversen Sammelaktionen (Kleider, Hygieneartikel, Geld oder auch ganz spezifisch benötigte Dinge wie Fahrradschlösser) betreuen seit einiger Zeit SchülerInnen des BG GIBS die bei den Barmherzigen Brüdern in Eggenberg untergebrachten Flüchtlingsfamilien. Jeden Freitagnachmittag spielen, malen und basteln sie mit den Kindern – hier stellen sich übrigens rasch direkte und niederschwellige Gratifikationen des Netzwerkens ein und soziale „quick wins“ wie deutlich gesteigerte Deutschkenntnisse der Kleinen zeigen sich.

## Zufälle und Brüche

Die mit der flüchtigen Moderne einhergehenden, ständigen Zäsuren und Veränderungen werden von vielen Menschen zu Recht als herausfordernd empfunden. So ist etwa der klassische Weg: *Zuerst Berufswunsch – dann einschlägige Ausbildung – danach jahrzehntelange Ausübung dieses Berufs* heute eher die Ausnahme als die Regel – übrigens auch bei gut Ausgebildeten. Doch in Veränderungen (auch in erzwungenen) liegen oft Chancen. Dass gerade die Brüche und Kontingenzerfahrungen des eigenen Lebenslaufs sich im Kontext der flüchtigen Moderne nicht selten als positiv erweisen, zeigt sich etwa bei Judith González. Nachdem sie in Bologna International Relations studierte und sich auf eine Tätigkeit bei der Weltbank oder eine Karriere in den USA vorbereitete, bekam sie ein Angebot als Assistentin bei der Styria Media Group – Der sich unverhofft einstellende Job stellte sich just als Sprungbrett für ihre weitere Tätigkeit im Medien-Bereich heraus, wo sie heute als „Personalerin“ an der

Schnittstelle zwischen den Erwartungen der jüngeren und den Erfahrungen der älteren Generation arbeitet. Florian Mittl, der ursprünglich Priester werden wollte, entdeckte während des „der Vollständigkeit halber“ absolvierten Probejahrs seine Zuneigung zum Lehrberuf – heute eines seiner festen Standbeine. Er sieht in der flüchtigen Moderne sowohl Segen als auch Fluch: „Vor 50 Jahren wurde der Sohn des Bäckers Bäcker“, heute sei eben alles viel flüchtiger, unberechenbarer, offener – mit allen damit verbundenen Vor- und Nachteilen.

## Flüchtig? Flucht nach vorne!

Junge Menschen, darunter auch oder gerade die akademisch Gebildeten, sind mittlerweile gezwungen, pluralistisch, multiperspektivisch und in kürzeren Zeiträumen zu denken – das ist gewiss herausfordernd. Blickt man aber nicht nur kulturpessimistisch auf die existenziellen Abgründe und die Verworrenheit, sondern auch auf die breit gefächerten Möglichkeiten des frühen 21. Jahrhunderts, dann kann diese oktroyierte Vielseitigkeit und Globalität auch irrsinnig bereichernd sein. Vom inspirierenden Erasmus-Auslandsjahr in einem EU-Land unerwartet und „volley“ in einen „türöffnenden“ und spannenden Job, der oberflächlich nur wenig mit dem Studium zu tun hat, geholt zu werden ist beispielsweise nicht so unattraktiv. Keine üble Kontingenzerfahrung in einer oft übel beleumdeten Moderne also. Nicht einmal eine Flüchtigkeitserfahrung im engeren Sinne, sondern eher eine Art Flucht nach vorne, ganz nach dem Motto: „Meet the time as it seeks us“. Recht hat er, der Shakespeare.

Dr. phil. Florian Traussnig, geboren 1979 in Klagenfurt. Nach kaufmännischer Lehre und Reifeprüfung im zweiten Bildungsweg Lehramtsstudium in Geschichte und Italienisch in Graz, Dissertation über exilösterreichische Beiträge zur US-Propaganda im Zweiten Weltkrieg. Seit 2011 im Umfeld von *Denken+Glauben* und KHG aktiv. Hauptberuflich als Koordinator für zeitgenössische Kunstprojekte für den „Weg2018“ der Diözese Graz-Seckau tätig, nebenbei freier Historiker und Projektmitarbeiter des *Austrian Center for Intelligence, Propaganda and Security Studies* (ACIPSS).



Foto: privat

# Ein Wort.

Identitätssuche auf Österreichisch. Das kleine Ich-bin-ich.  
Von Diemut Stangl

Eine Fußball-Europameisterschaft und Österreich schafft es, gegen den Favoriten Portugal ohne Tor zu bleiben. Das grenzt an ein Wunder! Denn die eigentliche Kernkompetenz der Österreicher ist ja das Skifahren. Oder Skispringen. Oder die nordische Kombination. Jedenfalls der Wintersport. Was ja auch logisch ist, schließlich leben die Österreicher alle in den Bergen. Daher kommt auch der unschöne Spottname, den die nördlichen Nachbarn gelegentlich benutzen. Besagte Nachbarn teilen mit den Österreichern übrigens trotz aller Unterschiede die Liebe zum Bier. Doch beim Bierkonsum haben die Österreicher sogar die Nase vorn, was sonst selten vorkommt, besonders selten jedoch am Fußballplatz (siehe oben). Was die weiteren kulinarischen Vorlieben angeht, lieben die Österreicher Süßes, von Anisbögen bis Zaunerstollen. Wucheln oder Bucheln nicht zu vergessen, über deren richtigen Anfangsbuchstaben es übrigens eine noch andauernde Diskussion gibt. Apropos Sprache: Österreicher sprechen die unterschiedlichsten Dialekte, die jedoch durchwegs für Nicht-Einheimische unverständlich sind. Selbst innerhalb Österreichs gibt es Verständigungsschwierigkeiten, vor allem zwischen West und Ost. Falls man jedoch das Glück haben sollte, einen Österreicher zu treffen, der sich verständlich artikuliert, so ist er dafür mit Sicherheit faul. „Mi gfreit's nit“ wäre der dazu passende Dialektausdruck. Und außerdem war früher ohnehin alles besser, damals, als Österreich noch einen Kaiser hatte. Und so eine schöne Kaiserin. Da hatte Österreich noch etwas zu sagen in der Welt! Heute sind davon nur noch ein Wasserkopf (die Hauptstadt) und eine fürchterliche Bürokratie geblieben. Wer auf einem Amt etwas zu erledigen hat, ist daher gut beraten, sich für den Tag (der im Amt um spätestens 14.00 Uhr endet) sonst nichts mehr vorzunehmen und gutes Schuhwerk zu tragen. Die Amtswege sind unendlich lang und verworren. Daran ist nichts zu ändern und denn, es muss alles so bleiben, wie es immer schon war. Wo kämen wir denn da hin! Und falls Sie es noch nicht gemerkt haben sollten: Österreicher jammern gern!

Im österreichischen Kinderbuchklassiker „Das kleine Ich-bin-ich“ begibt sich ein buntes Wesen auf die Suche nach seiner Identität. Als ein Frosch es fragt, was es denn für ein Tier sei, weiß es keine Antwort und ist verzweifelt. Und weder die Pferde, die Fische, die Vögel, noch die Nilpferde, Papageien und Hunde können dem kleinen Wesen sagen, wer es denn ist. Traurig fragt es sich schließlich „Ob's mich etwa gar nicht gibt?“ Aber schlussendlich kommt die Erkenntnis: „Ich bin ich!“

Österreich ist wohlhabend, landschaftlich schön und relativ sicher. Aber es gibt hier sehr viele Menschen, die eine negative Meinung von sich haben. Und dabei gern auch Klischees aus dem Ausland übernehmen. Das kleine „Ich-bin-ich“ stammt auch aus Österreich. Und typisch österreichisch fragt es zunächst alle anderen, wer es eigentlich sei. Nur leider kann ihm diese Frage niemand wirklich beantworten. Kein Wunder, denn wer kann uns schon etwas über unsere Identität sagen? Wir müssen uns schon selbst die Mühe machen und die Frage nach dem „Wer bin ich?“ beantworten. Wenn wir Glück haben, kommt uns dann die Erkenntnis des kleinen „Ich-bin-ich“: Mich gibt es nur einmal und so wie ich bin, ist es gut. Egal ob ich Skifahren kann oder Fußballspielen.



Foto: Stangl

Mag.<sup>a</sup> Diemut Stangl, geboren 1987 in Tirol. Studium der evangelischen Theologie in Wien und in Hermannstadt/RO. Seit 2013 evangelische Hochschulseelsorgerin in Graz, verheiratet und Mutter eines Sohnes und einer Tochter.

# Ein großes „Mit“.

Mit den Menschen, mit der Tradition.

„Amoris Laetitia“ – die Freude der Liebe von Papst Franziskus

Von Sabine Petritsch

Papst Franziskus erregt mit seinem Schreiben Aufsehen in der (katholischen) Welt. Bei den Rezipienten scheiden sich die Geister. Die einen sehen in ihm eine Bestätigung der bisherigen Tradition zu den Fragen Ehe und Familie. Die anderen sehen im Schreiben und v.a. den Fußnoten eine offene Tür, Menschen in ihren Fragen und Hoffnungen zu begleiten.

## Liebe, Freude, Leidenschaft

Im Titel „Amoris Laetitia“ schimmert eine bislang ungewohnte Sicht auf Liebe durch: Liebe als Freude und Schönheit! Papst Franziskus hat ein Schreiben in neun Kapitel verfasst. Schon am Beginn plädiert er, es mit Bedacht zu meditieren. Wohl weiß er um den/die neugierige/n LeserIn, und vermerkt, jene sollten das sechste und achte Kapitel vorziehen. Dort werden pastorale Fragen behandelt. Als Seelsorger nähert sich Papst Franziskus mit der Betrachtung der Heiligen Schrift und der Tradition den großen Themen Liebe, Ehe und Familie. SeelsorgerInnen sollen um die Realität des Lebens wissen, Menschen mitfühlend begleiten und gemeinsam nach Antworten suchen. In der Ehevorbereitung sieht Papst Franziskus einen Grundstein, damit Beziehungen gelingen und Paare ihre Berufung leben können. Trotzdem können Ehen scheitern.

## „Hinfallen – Krone richten – Weitergehen“

So steht es oft auf Postkarten. Scheitern, sich der Taufwürde bewusst werden, neu anfangen – manchmal in einer Zweitehe. Im Umgang mit Geschieden-Wiederverheirateten sehen nicht alle TheologInnen im Blick auf die Zulassungsbedingungen zu den Sakramenten der Eucharistie und Versöhnung eine klare Antwort. Bislang war es Bedingung, sich entweder zu trennen oder wie Geschwister (ohne sexuelle Intimität) zusammen zu leben. Dazu wurde Papst Franziskus auf dem Flug von Lesbos nach Rom auf der Pressekonferenz von Francis Rocca, vom Wall Street Journal, befragt:



Foto: Agência Brasil

„Die Frage lautet für einen Menschen, für einen Katholiken, der Bescheid wissen will: Gibt es neue konkrete Möglichkeiten, die vor der Veröffentlichung der Exhortatio nicht gegeben waren oder nicht?“ Darauf Papst Franziskus: „Ich kann sagen: Ja! – Punkt. – Aber diese Antwort wäre zu knapp. Ich empfehle euch allen, die Präsentation zu lesen, die Kardinal Schönborn gemacht hat [...]. In dieser Präsentation wird ihre Frage eine Antwort finden.“<sup>1</sup> Kardinal Schönborn zeigt den Weg der Unterscheidung, ist doch jede Ehe und jedes Scheitern anders. Es bedeutet, SeelsorgerInnen wissen nicht schon vorher, was Menschen brauchen, sondern suchen einen Weg mit den Menschen. So kann in „gewissen Fällen“ eine Zulassung zu den Sakramenten der Versöhnung und der Eucharistie sinnvoll sein.<sup>2</sup>

## Ein großes „mit“

Papst Franziskus zeigt einen pastoralen Weg mit der Tradition und mit den Menschen, der ehrlich ist. Barmherzigkeit ist das Vehikel, um dem Menschen entsprechende Lösungen für ein Leben in Fülle zu finden. Barmherzigkeit und die Haltung des „mit“ brauchen wir alle – dies ist klar.

<sup>1</sup> [www.youtube.com/watch?v=MPIp-vRU624&app=desktop](http://www.youtube.com/watch?v=MPIp-vRU624&app=desktop)

<sup>2</sup> Vgl.: Papst Franziskus, Amoris Laetitia 305/FN 351.



Foto: Neuhold

Mag.<sup>a</sup> Sabine Petritsch, seit 2012 Referentin für „Glaube & Verkündigung“ im Bischöfl. Pastoralamt. Stellv. Vors. des Ökumenischen Forums christlicher Kirchen in der Steiermark.

# Äpfel mit Birnen

Wie alle anderen Medien auch existieren Filme nicht für sich allein. Sie stehen in Austausch und Konkurrenz mit und zu einer breiten Medienwelt.

Von Harald Koberg

Aus der Begrifflichkeit des Unterhaltungskinos ist der Blockbuster nicht wegzudenken – die Wunschvorstellung eines Films, der die Straßen leer fegt und die Kinos für einige Tage zum Zentrum der Welt werden lässt; ein Begriff der wohl in Zeiten geprägt wurde, in denen das auch noch öfter gelungen ist. Denn heute sehen sich selbst die ganz großen und aufwändig produzierten Kassenschlager in massiver Bedrängnis durch andere Formen der Bewegtbild-Unterhaltung, die uns vor allem das Internet so uneingeschränkt zugänglich gemacht hat. Allen voran sind das die Serien, die schon lange nicht mehr brav, pünktlich und stückweise den Fernsehalltag prägen, sondern viel schneller und direkter, per Stream ihr Publikum erreichen. Binge-watching hat die Filmnächte verdrängt: Eine Folge nach der anderen, ohne echte Unterbrechung. Serien als Endlosfilm.

Die gewaltigen Erfolge des Serienformats haben auch Geld und Stars zum ehemals billigen kleinen Bruder der Kinofilme gespült. Was früher das Abstellgleis für abgehalfterte Film-Schauspielerinnen und –Schauspieler war, ist heute eine immer bedeutendere Bühne für Stars, die über die lange Laufzeit mehrerer Serienstaffeln beweisen, wie nuanciert und facettenreich sie spielen können. Kevin Spacey in „House of Cards“, Mathew McConaughey in „True Detective“, Kirsten Dunst in „ Fargo“ und diese Liste nimmt kein Ende. Sie alle machen sich die große Stärke des neu verstandenen Serienformats zunutze: die Zeit. Denn Serien können ihre Geschichten über unzählige Minuten ausbreiten und ihren Charakteren so den Tiefgang ermöglichen, der Filmen immer öfter fehlt und der das Publikum gleichzeitig immer leidenschaftlicher an die Bildschirme fesselt. Wie sehr das Unterhaltungskino dieser Qualität hinterher eifert, zeigt sich unter anderem in der Omnipräsenz von Filmen, deren primäre Intention es zu sein scheint, den eigenen Nachfolger zu bewerben; oder im erfolgreichen Versuch von Marvel, ein ganzes Superhelden-Universum mit immer neuen Figuren zum Leben zu erwecken.



Kevin Spacey in „House of Cards“. Foto: Media Rights Capital

Aber Serien sind nicht das einzige Format, an das sich Kinofilme immer häufiger anbieten. Schon lange ist die Rede vom Einfluss der Musik-Videos auf moderne Actionfilme. Heute scheint es aber sinnvoller, gleich vom YouTube-Einfluss zu sprechen. Sechs Sekunden hat ein Online-Video laut Studien, um die Aufmerksamkeit seines Publikums zu gewinnen. Wenn das nicht gelingt sind die Zuseherinnen und Zuseher für immer verloren. Und natürlich sind die Ausstiegsraten auch nach diesen sechs Sekunden enorm. Wer sein Publikum nicht ununterbrochen bei der Stange hält, hat im massentauglichen Netz keine Relevanz. So ist es nur konsequent, dass auf YouTube häufig sogar kurze Sprechpausen geschnitten werden. Jede Pause, jeder Moment des Luftholens ist ein Risiko.

Für vermeintliche Blockbuster bedeutet das immer öfter, dass enorme Mengen an Inhalt in ohnehin schon standardmäßig überlange Laufzeiten gepresst werden. Und anschließend wird im Schnittraum alles, aber auch wirklich alles entfernt, was nicht unbedingt sein muss, um eine halbwegs nachvollziehbare Geschichte zu erzählen. Darüber zu jammern ist eine Alterserscheinung, denn es ist die Anpassung an veränderte Sehgewohnheiten des Publikums, die die Filme so ungewein beschleunigt. Aber es ist fraglich, ob es dem Medium Film gut tut, mit allem konkurrieren zu wollen, was die rasanten Strömungen der immer offeneren Medienwelt so anspülen. Es schaut nicht so aus, als könnte das gelingen.



Foto: KK

Mag. Harald Koberg, geboren 1984 in Graz, studierte Philosophie und Volkskunde und Kultur-anthropologie an der Karl-Franzens-Universität Graz und arbeitet als Medienpädagog, Öffentlichkeitsreferent und Karate-Trainer.



Foto: Schellander

## GRÄTZL GLOBAL – FEST FÜR EINE GERECHTE WELT

Eine humanistische Gesellschaft, geprägt von Respekt und Diversität – diesem Anliegen wurden die KooperationspartnerInnen des Festes gerecht.

„Die Welt ist eine gemeinsame und man sieht, dass Grenzen relativ sind“, sagte Ex-Sturm Graz-Kicker Gilbert Prilasnjig beim „Grätzl Global“ über sein Engagement als Trainer der österreichischen Homeless-Worldcup-Mannschaft. Als Coach will der Absolvent der Universität Graz dazu beitragen, Barrieren abzubauen und Menschen, die am Rand der Gesellschaft leben, Chancen und Perspektiven geben.

Global denken – lokal handeln. So lautete dementsprechend das Motto dieses globalen Dorfs, das die Katholische Kirche Steiermark mit unterschiedlichen Einrichtungen gemeinsam vor dem Uni-Hauptgebäude am 16. Juni 2016 errichtet hatte. Kirche und Universität wollten damit dem gemeinsamen Anliegen einer humanistischen Gesellschaft im internationalen Horizont, die von Respekt und

Diversität geprägt ist, im öffentlichen Raum Ausdruck verleihen.

Bands mit unterschiedlichem kulturellen und religiösen Hintergrund und Stände mit slow food, partizipativen Angeboten und fair hergestellten Produkten gestalteten dabei einen erfrischenden und solidarischen Marktplatz. Weiters gab es u. a. eine Kleidertauschbörse, einen Bücherflohmarkt und eine Kletterwand, bei der man je nach zugewandter Biographie mehr oder weniger Griffe benutzen durfte.

Der Auftritt von „Russkaja“ war für die rund 2.300 Teilnehmenden ein besonderes Erlebnis und gab dem globalen Grätzl einen zusätzlichen gesellschaftspolitischen Akzent. Neben „Russkaja“ traten u.a. das „Berki Trio“, das traditionelle Roma-Musik spielte, und die Grazer Band „Pulse“ auf.

## KIRCHWEIHFEST

Das Wetter feierte in der Woche davor mit Schneefall und Temperaturen bis 25° und Sonnenschein am Vortag, bis hin zu strömendem Regen den April. Nach intensiven Vorbereitungen und

dank einiger sehr motivierter HelferInnen konnten wir im QL feiern, denn dort konnten wir den Innen- und den Außenbereich bespielen.

Mit vielen Gästen feierten wir dann am 1. Mai das Kirchweihfest. Nach dem Gottesdienst, den der *chor pro musica graz* (Leitung: Gerd Kenda) mitgestaltete, folgten überraschend viele Messbesucher der Einladung zum Fest ins QL. Im Cafe Global und im Vortragssaal wurden in gemütlicher Atmosphäre Grillhendl und Pommes Frites, Limonaden, Bier und Spritzwein verzehrt. Ich hatte aufgrund des Regens ehrlich gesagt nicht damit gerechnet, dass die 100 Portionen Grillhendl zu wenig sein würden... Kuchen und Kaffee, die die KHJ in der Cafeteria servierten, trugen zur Abrundung des Festes bei. Ganz nebenbei konnte man beim Bücherbasar auch den einen oder anderen Schatz heben.

Zum Abschluss des Festes lud Hochschulseelsorger Alois Kölbl noch zu einer Führung durch die Leechkirche bzw. die dort ausgestellten Werke von Kurt Straznicky.



Foto: KHG

Dass das angeschlagene Bierfass noch „informell“ geleert wurde, liegt natürlich daran, dass wir keine Ressourcen verschwenden wollen. Ich wünsche dem Kirchweihfest noch ein langes, glückliches und hoffentlich trockenes Weiterbestehen und in Zukunft noch mehr Partizipation von Seiten der Studierenden der KHG!

Simone Steiner

## FREUDENREICHE BEGEGNUNGEN

Viele Fotos wurden gemacht beim Ausflug mit Asylwerberinnen und deren Kindern in den Schlosspark in Eggenberg – Fotos, welche die Frauen noch lange an diesen netten Dienstag-Nachmittag erinnern werden. Eine große Attraktion waren die Pfaue, die ihr Federkleid in all ihrer Pracht zeigten – Frauen und Kinder konnten sich kaum daran satt sehen. Die Kinder hatten große Freude auf dem Spielplatz, wo sie sich im Karussell und auf der Rutsche gut austoben konnten – oder auch mit den Zerrspiegeln, die sie plötzlich dicker oder dünner, größer oder kleiner erschienen ließen, als sie tatsächlich sind. Der Ausflug bereitete allen große Freude – so dass am Ende die Frage zu hören war: und wann kommen wir das nächste Mal hier her?

Nicht nur bei Ausflügen wie diesem haben Studierende sich im vergangenen Jahr im Asylbereich eingebracht. Auch beim Deutsch lernen mit Erwachsenen bzw. Kindern, in einer Nähgruppe, bei Einzelbegleitungen, bei der Kinderbetreuung, beim Dolmetschen u.v.m. waren Studierende aktiv. Die Asylwerbenden waren sehr dankbar für diese konkreten Hilfen. Doch auch ganz einfach die Begegnungen hatten einen Wert in sich, warfen Fragen auf, weiteten den Horizont und ließen manches in einem neuen Licht sehen.

Auch im WS gibt es wieder die Möglichkeit sich im Asylbereich einzubringen. Wer Interesse hat, kann sich bei Sr. Vanda Both melden.

*Regina Stallbaumer*

## KATHOLIKENTAG IN LEIPZIG

„Seht, da ist der Mensch!“ unter diesem Motto reisten 30 000 Menschen aus ganz Deutschland, oder eben wie wir, aus Österreich, an. Leipzig ist als Messestadt Unbill gewöhnt und nahm die Katholiken, ähnlich wie die Besucher des Gothik-Treffens in der letzten Woche,

mit einiger Gleichgültigkeit hin. Die Sperrung des Augustusplatzes, eines Verkehrsknotenpunktes, für ein Großereignis wie die Messe zu Fronleichnam oder das, bei Katholikentagen schon zur Tradition gewordene, Wise Guys Konzert, erregte bei der einheimischen Bevölkerung kaum Ärger. Sowohl Katholiken, ca. 4% der Bevölkerung als auch Protestanten ca. 16%, zeigten sich sehr gastfreundlich, so kamen auch wir bei evangelischen Studierenden unter. Überhaupt spielt Ökumene, vielleicht sogar logischerweise, eine wesentlich größere Rolle als bei uns. Da sich sowohl Katholiken, als auch Protestanten in einer Außenseiterposition befinden, rückt man näher zusammen. Einem gläubigen Katholiken ist der gläubige Protestant allemal näher als der glühende Atheist. Auch die berühmten



Foto: KHG

Montagsgebete, die letztendlich zur friedlichen Revolution geführt haben, waren ja ökumenisch. Die katholische Kirche zeigte sich auf dem Katholikentag sehr weltoffen und liberal. So gab es Platz für Themen wie Homosexualität, Kapitalismus, Globalisierung, Ökologie und vieles mehr. Einzug hielt auch eine inzwischen schon recht populäre Form der Literatur: der Poetry Slam, bei dem Künstler aus ganz Deutschland performten. Insgesamt war der Katholikentag die 10 Stunden Autofahrt auf jeden Fall wert, die wir von Graz nach Leipzig gebraucht haben.

*Agnes Hobiger*

## SCHIZOPHRENIE UND PSYCHOSE

Unter dem Titel „Schizophrenie und Psychose – Wahn versus Wirklichkeit“ sprachen Dr.<sup>in</sup> Eva Reininghaus (2.v.l.) und Dr.<sup>in</sup> Frederike Fellendorf am 19. Mai im



Foto: Pinaeva

vollbesetzten KHG-Vortragssaal über verschiedene Krankheitsbilder und Möglichkeiten des Umgangs damit. Die Leiterin der Spezialambulanz für PatientInnen mit bipolar affektiver Erkrankung und die Assistenzärztin für Psychiatrie an der Medizinischen Universität Graz referierten auf Einladung von Kath. Hochschulgemeinde und Forum Glaube-Wissenschaft-Kunst.

*Peter Rosegger*

## GELEBTER GLAUBE UND CARITAS

Dass ihr die Verbindung von Theologie und Sozialem ganz besonders wichtig ist, hat Schwester Regina Stallbaumer von der Kongregation der Helferinnen schon in ihrer Vorstellung in dieser Zeitschrift vor fünf Jahren geschrieben. Die Betreuung der vielfältigen Möglichkeiten für soziales Engagement im Rahmen der KHG-Angebote war neben den spirituellen Angeboten auch das Hauptfeld ihrer Arbeit in dieser Zeit in unserem Team. Es freut uns, dass sich Sr. Regina ganz im Sinn der Schwerpunkte unseres „Quartier Leech“ im Rahmen eines „Global Studies“-Studiums Zusatzqualifikation erwerben wird, wir sind aber natürlich auch traurig, weil wir mit ihr eine äußerst verantwortungsbewusste, verlässliche, stille aber umso



Foto: KK

konsequenter und nicht zuletzt sehr liebenswürdige, aufmerksame und hilfsbereite Kollegin verabschieden müssen.

Liebe Schwester Regina, du warst mit deiner Arbeit immer sehr nahe an den Studierenden dran, ob als Begleiterin in spirituellen Fragen, als Initiatorin von sozialem Einsatz in unterschiedlichen Handlungsfeldern oder auch als Ratgeberin und Gesprächspartnerin. Gerade angesichts von zunehmenden Flüchtlingsströmen in unserem Land war es auch bereichernd und wohltuend zu erleben, dass dadurch nicht nur Ängste wachsen müssen, sondern Begegnung mit Menschen in schwierigen Situationen auch als Geschenk erfahrbar werden kann. Wir danken dir, dass du das Gesicht der KHG diesbezüglich ganz entscheidend als ein freundliches und verantwortungsbewusstes mitgeprägt hast. Nicht zuletzt möchte ich dir aber auch für dein stilles und unaufdringliches und gerade deswegen so positiv wahrnehmbares Glaubenszeugnis danken!

Für deinen weiteren Weg, wo immer er dich hinführt, wünschen wir dir Gottes Segen!

*Alois Kölbl*

## FEIERN IN GEMEINSCHAFT

Sehr kurzfristig hat Simone Steiner eine Stelle im Pastoralteam der KHG übernommen und vor allem den Bereich „Feste und Feiern“ und die Begleitung

der Liturgie in der Leechkirche von Toni Tauschmann übernommen. Beherzt und engagiert wurde das traditionelle Kirchweihfest trotz Schlechtwetters zu einem schönen Gemeinschaftsereignis, auch bei unserem großen „Grätzl-Global“ Fest am Uni-Campus, bei dem wir dann mit viel besserem Wetter gesegnet waren, hat Simone Steiner im Team mitgearbeitet, und die Wallfahrt nach Mariazell ist



Foto: KK

nicht zuletzt durch ihren pragmatischen Zugang zu einem schönen österreichweiten Miteinander geworden.

Liebe Simone, im Namen des KHG-Teams und vieler Studierender darf ich dir für deinen Einsatz in unserem Team sehr herzlich danken! In der Hoffnung, dass der Balance-Akt zwischen Arbeit und Familie mit zwei Kindern auch aus deiner Perspektive geglückt ist, wünsche ich dir und den Deinen alles Gute. Nachdem du dich ja nun wieder mehr dem Studium der Theologie widmen kannst, wünsche ich dir vor allem auch dafür viel Energie und Segen!

*Alois Kölbl*

## NEU IN DER KHG: KRISTINA SEINER

Mein Name ist Kristina Seiner, ich bin 25 Jahre alt und komme ursprünglich aus Villach in Kärnten. Seit 2010 lebe ich in Graz und befinde mich derzeit am Ende meines Studiums (Soziologie, Global Studies und BWL) an der Karl-Franzens Universität. In meiner Freizeit reise ich gerne, begeistere

mich für Literatur und verbringe meine Zeit gerne mit meinen Freunden.

Die KHG konnte ich bereits durch meine Zeit als Bewohnerin des Studierendenheimes in der Leechgasse kennenlernen. Umso



Foto: KHG

mehr freut es mich seit 01. Juni 2016 nun als Assistentin im Bereich Bildung in der KHG arbeiten zu können. Ich freue mich auf ein spannendes Jahr und meine neue Tätigkeit und bedanke mich für das herzliche Willkommen heißen im Team.

*Kristina Seiner*

## NEU IN DER KHG: BRI(GITTE) RINNER

Griaß di /griaß enk!

Diesen Gruß im Tiroler Dialekt habe ich während meines Lehramtsstudiums der Psychologie, Philosophie und Theologie in Innsbruck sehr häufig gehört. Als gebürtige Grazerin hat es mich fast 9 Jahre lang in den Westen Österreichs gezogen.



Foto: KK

Unterbrochen wurde diese Zeit immer wieder durch Reisen, Forschungsaufenthalte und ein Auslandssemester u.a. nach



Indien, Island, Israel, Marokko, Syrien, Türkei und in verschiedene Länder in Europa. Dabei standen für mich der interreligiöse Dialog, die Kommunikation, das Zuhören und voneinander Lernen immer im Vordergrund.

Nach Abschluss meines Studiums, dem Absolvieren des Unterrichtspraktikums und einer Anstellung im Ausbildungs- und Begegnungszentrum für Theologiestudierende hat es mich 2013 wieder zurück in meine Heimatstadt verschlagen. Hier habe ich nach Beendigung des Pastoraljahres in der Pfarre Hollenegg als Pastoralassistentin und als Religionslehrerin am HIB Liebenau gearbeitet.

Nun freue ich mich auf viele neue Menschen und gleichermaßen vielversprechende Gespräche über die grundlegenden großen Fragen der Menschheit, die neuesten Kochrezepte oder das Wetter.

Auf bald,

*Brigitte Rinner*

## NEU IN DER KHG: SR. VANDA BOTH

Wie ihr sicher wisst, löse ich ab Herbst meine Mitschwester Regina im KHG-Team ab. Ich freue mich schon auf die Zeit mit euch!



Foto: Strobel

Ein paar Worte zu meiner Person: ich bin 1980 in Siebenbürgen (dem weitgehend ungarisch-sprachigen Teil Rumäniens) geboren. Nach der Ausbildung zur

Kindergärtnerin und Volksschullehrerin, unterrichtete ich mit 19 sieben Jahre lang in einem Dorf, bzw. war für ein Jahr Erzieherin in einem Heim für sozial benachteiligte Kinder. Parallel zu der Arbeit machte ich ein psychologisches Fernstudium. Da die Berufung zum Ordensleben noch nicht eindeutig für mich war, zog ich nach Klausenburg, wo ich das Grundstudium in Theologie und Soziale Arbeit, bzw. den Master in Pastoralpsychologie abschloss.

Während meines letzten Studienjahres 2010 trat ich bei den Helferinnen ein. Als Kandidatin lernte ich in Wien zuerst Deutsch. Nach zwei Jahren Noviziat war mein erster Sendungsort in Ungarn, in der Nähe von Budapest. Dort war ich in der KHG, in einem seelsorglichen Dienst, sowie in der geistlicher Begleitung und Exerzitionenarbeit tätig.

Jetzt komme ich mit offenem Herzen und bin auf die Begegnungen mit euch sehr gespannt.

*Sr. Vanda Both sa*

## NEU IN DER KHG: BARBARA RUTTER-WRANN

Hallo, mein Name ist Barbara Rutter-Wrann. In Kärnten geboren, bin ich mittlerweile seit 18 Jahren Wahlsteirerin. Ich bin zum Studium der Fachtheologie nach Graz gezogen und habe hier in der Zwischenzeit meine Liebe und meine Heimat gefunden. Ich bin verheiratet mit Alfons Wrann; gemeinsam haben wir zwei Kinder Lilli (sieben) und Oskar (eineinhalb).

In die KHG bin ich schon während meiner Studienzeit oft gekommen. Ich kann mich an einige anregende Diskussionen, Lesungen und erst in den Morgenstunden enden wollende Veranstaltungen erinnern. Umso mehr freut es mich, dass ich hier jetzt als Seelsorgerin meine Arbeit fortsetzen darf.

Bis zu meiner Karenz habe ich als Pastoralassistentin in der Pfarre St. Vinzenz gearbeitet, wo ich sehr viel über gelebte Nächstenliebe lernen konnte. Nun freue



Foto: KK

ich mich auf meine neuen Aufgaben. Meine Arbeit möchte ich unter das Motto des heiligen Johannes Bosco stellen: „Fröhlich sein, Gutes tun und die Spatzen vom Dach pfeifen lassen.“

In diesem Sinne freue ich mich auf viele neue Bekanntschaften und gute Gespräche in den kommenden Semestern.

*Barbara Rutter-Wrann*

## KINO-KENNER

Die SIGNIS-Gruppe sucht nach filmbegeisterten Studentinnen und Studenten, die gerne über Filme reden und schreiben.

Es gibt viel zu sagen über Filme. Über Kunst und Unterhaltung, über Schauspieler und Regisseurinnen, über Comicadaptionen und 3D-Brillen. Enthusiastinnen und Enthusiasten geht dabei auch über Jahre der Gesprächsstoff nicht aus und obendrein starten jede Woche neue Filme in den Grazer Kinos – Das sind ein paar der Gründe dafür, dass sich eine kleine Gruppe Filmbegeisterter seit über zehn Jahren mehr oder minder wöchentlich trifft, um über Filme zu diskutieren und Kritiken zu schreiben.

Entstanden aus einer Kooperation zwischen katholischer und evangelischer Hochschulgemeinde, ist die Gruppe die Grazer Vertretung der beiden internationalen kirchlichen Film-Organisationen SIGNIS und Interfilm. Neben der gelegentlichen Möglichkeit, über eine dieser beiden Organisationen Jurys bei Filmfestivals zu beschicken, sind es vor allem die

Freude am Diskutieren und die Betreuung der Film-Seite der Diözese, der sich die Gruppe widmet. Und dafür braucht es natürlich immer wieder neue, motivierte Cineastinnen und Cineasten, die nicht nur viel Meinung zu Film haben, sondern diese auch gerne zu Papier bringen. Zu digitalem Papier, üblicher Weise. Also auf den Bildschirm.

Wenn du also Lust hast, Filmkritiken zu schreiben und in gemütlichem Rahmen darüber zu streiten, was denn nun an „The Revenant“ besser war, als an „The Big Short“ und wie viele Comichelden das Kinoprogramm noch verträgt, dann schreib ein Mail an: [harald.koberg@gmail.com](mailto:harald.koberg@gmail.com) und mach mit.

*Harald Koberg*

## GEHT EUROPA DEN BACH RUNTER?

„Wovon lasse ich mich im konkreten politischen Diskurs leiten?“ fragte Maddalena Holztrattner in Bezug auf den Diskurs zu nachhaltigen Werten und konkreten Herausforderungen in Europa besonders im Bereich Migration. „Es braucht die Frage nach der Grundhaltung und davon ausgehend die Frage, was heißt das in fünf Jahren?“ Personalität und Solidarität könnten

dabei Leitlinien für ein auch in Zukunft humanistisches Europa sein, das komplexe Fragen angemessen beantworten kann.

Die Theologin und Leiterin der Kath. Sozialakademie Österreich diskutierte mit dem Moderator Florian Traussnig und dem engagierten Publikum im



Foto: Pinaeva

Vortragssaal der Katholischen Hochschulgemeinde am 3. Mai über Chancen und Herausforderungen durch die Globalisierung, Ideal und Realität im politischen Diskurs sowie Aufgabe und Profil eines engagierten Christentums entsprechend den Impulsen von Papst Franziskus.

Magdalena Holztrattner besuchte Graz auf Einladung von Kath. Aktion, Kath. Hochschulgemeinde, Pro Scientia und Welthaus und im Rahmen der „Aktions-tage Politische Bildung“.

*Peter Rosegger*

## LITURGISCHER WOCHENPLAN

für die Vorlesungszeit

**SO** 19:30 **Universitätsmesse in der Leechkirche**, Zinzendorfsgasse

**SO** 11:00 **Messe in der Pfarrkirche St. Leonhard**, Leonhardplatz

**SO** 18:15 **Messe in der Stadtpfarrkirche**, Herrengasse

**MO – FR** 12:00 **„Break4Prayer“**, Hauskapelle, Leechgasse 24/II

**MO** 7:10 **Messe in der Kapelle im Studierendenheim Untere Schönbrunnsgasse**, Haus Nr. 7–11

**DI** 7:10 **Messe im Studierendenheim Elisabethstraße**, Haus Nr. 93

**MI** 18:00 **Gottesdienst** laut Aushang **in der Leechkirche**, Zinzendorfsgasse oder **in der Hauskapelle des Priesterseminars**, Bürgergasse 2

**DO** 7:15 **Messe in der Hauskapelle**, Leechgasse 24/II mit anschl. gemeinsamen Frühstück

**FR** 7:15 **Messe in der Kapelle des John Ogilvie Hauses**, Zinzendorfsgasse 3

KATHOLISCHE  
KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie um die Unterstützung unserer Arbeit mittels beigelegtem Erlagschein.  
Herzlichen Dank!  
Katholische Hochschulgemeinde Graz  
Stmk. Bank u. Sparkassen AG  
Kto-Nr: 03300 700 543  
BLZ: 20815  
IBAN: AT312081503300700543  
BIC: STSPAT2G  
Verwendungszweck:  
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

### Impressum

DENKEN + GLAUBEN  
Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

#### Chefredaktion:

Mag. Peter Rosegger

#### Redaktion:

Jennifer Brunner, MA  
Mag. Martin Gsellmann  
Agnes Hobiger  
Mag. Harald Koberg  
Srdan Letina  
Mag.ª Martina Linzer  
Dr. Florian Mittl  
Mag.ª Sabine Petritsch  
Mag.ª Gudrun Pichler  
Monika Pranjić  
Bernadette Prassl  
Mag.ª Helga Rachl  
Gudrun Rausch, MA  
Günter Schuchlautz  
Mag.ª Stefanie Schwarzl-Ranz  
Mag.ª Theresa Stampler  
Mag.ª Diemut Stangl  
Mag. Anton Tauschmann  
Dr. Florian Traussnig

#### Medieninhaber und Herausgeber:

Katholische Hochschulgemeinde Graz  
MMag. Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz  
Tel. 0316 / 32 26 28  
<http://www.khg-graz.at>

#### Layout und Satz:

Wolfgang Rappel

#### Druck:

Universitätsdruckerei Klampfer,  
St. Ruprecht an der Raab

*Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.*

*Soweit es möglich war, hat die Redaktion die ©-Fragen zu den Fotos geklärt. Nicht erwähnte InhaberInnen von Bildrechten werden gebeten, sich unter [rosegger@khg-graz.at](mailto:rosegger@khg-graz.at) zu melden.*

Abbestellung: [rosegger@khg-graz.at](mailto:rosegger@khg-graz.at)

#### Cover:

Dilomprizulike, Cuban Girls (Ausschnitt), 2016.  
(Entstanden für das AAI-Projekt LA ISLA,  
kuratiert von E. Tschernko)

# Kloster erleben

Tage der Stille

Einfach leben

Kloster auf Zeit

Zeit zum Nachdenken

Ein Angebot des Konvents für Frauen, die sich eine Auszeit nehmen wollen und einige Tage im Kloster der Elisabethinen erleben möchten.

Kontakt: Mutter Bonaventura Holzmann  
(Sekretariat: 0316/7063-6442)

## KHG-ANKÜNDIGUNGEN



### ENGAGEMENT MIT ASYLWERBENDEN

Bei den Barmherzigen Brüdern in Eggenberg sind ca. 40 Asylwerbende untergebracht. Studierende geben dort Deutschunterricht und helfen somit beim Spracherwerb. Wer sich gerne bei den Deutschkursen einbringen möchte, kann sich bei **Sr. Vanda Both** melden, die die Deutschkurse zusammen mit der Caritas koordiniert.

Weitere Infos: [www.khg-graz.at](http://www.khg-graz.at)



### FUSSBALL IM AUGUSTINUM

Ab **MO 12. SEP** gibt es jeweils montags um 18:00 Uhr während der Studienzeit die Möglichkeit, kostenlos in der Halle beim *Augustinum*, Lange Gasse 2, Fußball zu spielen. Aus Platzgründen können die ersten 12 Personen mitspielen, die kommen. Weitere sportliche Aktivitäten wie die Teilnahme am *Barefoot-Worldcup* sind auch für das kommende Studienjahr geplant.

Bei Fragen und Interesse: **Peter Rosegger**, [rosegger@khg-graz.at](mailto:rosegger@khg-graz.at)

SEP 2016

www.khg-graz.at

SO 25 11:00 **ERÖFFNUNG DER AUSSTELLUNG „MOTIVKIRCHE“**  
**Richard Kriesche** in der QL-Galerie  
 QL-Galerie, Leechgasse 24

SO 25 19:30 **ERSTE UNIVERSITÄTSMESSE NACH DER SOMMERPAUSE**  
 Leechkirche, Zinzendorfsgasse

DI 27 19:00 **TAIZÉ-GE BET**  
 weitere Termine: 25. OKT, 29. NOV  
 Stiegenkirche, Sporgasse 23a

MI 28 – FR 30 **KHG-EINFÜHRUNGSTAGE IN SLOWENIEN**  
 Leitung: **HS Alois Kölbl**  
 Anmeldung: khg@khg-graz.at

OKT 2016

www.khg-graz.at

ab FR 07 14:00–16:00 **SOZIALPROJEKT KAINBACH**  
 Jeden Freitag besuchen wir Männer und Frauen mit schwerer geistiger und körperlicher Behinderung und holen sie zu einem Spaziergang ab.

SO 09 17:00 **ERÖFFNUNGSGOTTESDIENST**  
**des Akademischen Jahres für die Grazer Universitäten und Hochschulen**  
 Dom zu Graz, Burggasse 3

ab MO 17 19:30 **GLAUBEN(S)LEBEN**  
 14-tägig, jeweils MO, 19:30  
 Anmeldung: **Sr. Vanda Both sa, P. Albert Holzknacht SJ**  
 Meditationsraum bei den Helferinnen, Leechgasse 34

DO 20 19:30 **CHRISTLICHE EXISTENZ IN ÖKUMENISCHER PERSPEKTIVE**  
 Vortrag: **Kardinal Kurt Koch**  
 QL, Leechgasse 24  
 In Kooperation mit Kath. Aktion, Kath.-Theol. Fakultät, Ökumen. Forum und Pro Oriente

FR 21 – SO 23 **KHG-FAHRT ZUR BIENNALE VON Venedig**  
 Leitung: **HS Alois Kölbl** und **Roman Grabner** (Universalmuseum Joanneum)  
 Anmeldung: khg@khg-graz.at / 0316 322628

MI 26 **KHG-COMMUNITYFAHRT NACH GURK & FRIESACH**  
 Begleitung: **HS Alois Kölbl**  
 Anmeldung: khg-graz@graz-seckau.at

NOV 2016

www.khg-graz.at

DO 03 19:30 **PODIUMSDISKUSSION**  
**mit em. Bischof Egon Kapellari und Prof. Richard Kriesche**  
 QL, Leechgasse 24

SO 13 07:30 **GEFÄNGNISGOTTESDIENST**  
 Wir feiern gemeinsam mit den Insassen einen Gottesdienst.  
 Anmeldung: **Sr. Vanda Both sa**, both@khg-graz.at  
 Justizanstalt Karlau  
 weiterer Termin: SO 22. JAN

SO 13 10:00 **MUSICBRUNCH**  
 Café Global, Leechgasse 22

DO 17 19:30 **DER PSYCHIATRISCHE NOTFALL**  
 Vortrag: **Priv.-Doz.<sup>in</sup> Dr.<sup>in</sup> Eva Reininghaus** und **Dr.<sup>in</sup> Frederike Fellendorf**  
 QL, Leechgasse 24  
 In Kooperation mit dem Forum Glaube-Wissenschaft-Kunst

## Identitäten

70 Jahre nach Gründung der Kath. Hochschulgemeinde ist die Frage nach ihrem Profil und Engagement bleibend aktuell. Der immer nötige Diskurs über Identitäten kann eine perfekte Ausrede für die Verfestigung von Egoismus, Bequemlichkeit oder Planlosigkeit sein. Geistiges Kuschneln ohne Realitätsrelevanz.

Ein solcher Dialog kann aber auch Initiative, Innovation und Kreativität fördern, wenn er mit Hirn und echtem Interesse betrieben wird. Und mit Vertrauen in die Fähigkeiten jener, die für diese Identitäten stehen. John F. Kennedy hat gesagt: „Einen großen Vorsprung im Leben hat, wer da schon handelt, wo die anderen noch reden.“  
 Na ois dann.

Peter Rosegger, Chefredakteur